Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Sechstes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Fünfter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Seite.
Der frohe Bauer 1
Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks 3
Morgenlied 5
An den jungen Leser 6
Lied eines Schwindsüchtigen 7
Ein Landmann zu einem reichen Städter 9
Nach einem Gewitter 9
Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr 10
Ananiceris und Plato 12
Protagoras und Demokritus 12
Polemo und Xenokrates 13
Beispiel eines jungen Helden 15
Der dankbare Jude 15
An den Mond 17
Dionisius und der Reiche 18
Freundschaftslied 19
Letzte Unterredung des unglücklichen Waser mit seinen beiden Söhnen 21
Aus Lienhard und Gertrud, einem Buche für das Volk... 32
Lied einer Schnitterinn 52
Der Held und der Reitknecht 53
Betrachtung über einen Vogel 54
Gespräch zwischen Vater und Sohn 55
Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt 57

Seite.
Ueber die Sparsamkeit der Natur.......... 64
Die muthige Freundschaft.......... 65
Betrachtung bei einem Bache.......... 71
Henriette. Eine Kindergeschichte.......... 72
Ein abermahliges Beispiel, wie nöthig es ist, seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens schon in der Jugend abzuhärten.......... 93
Die wohlthätige Mummerei (Masquerade).......... 98
Die Katzen und der Hausherr.......... 101
Der Vater und die drei Söhne.......... 102
Der Priester und der Kranke.......... 104
Fortsetzung der oben abgebrochenen Geschichte aus Lienhard und Gertrud. (S. 32).......... 105
Die seltsamen Menschen.......... 114
Damon und Pythias.......... 117
Eine Geschichte aus Franken.......... 118
Die Kinder.......... 123
Der Strauß und die Vögel.......... 124
Die Reise durchs Leben.......... 126
Lied.......... 135
Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.......... 137
Der junge Perser.......... 138
Einige Nachrichten von den Negersklaven in Guinea und von ihrem Zustande in den Amerikanischen Pflanzörtern der Europäer.......... 141
Lorenz und Leonore, eine lehrreiche Geschichte, besonders für junge Mädchen, welche das Lesen lieben.......... 156
An Phöbe, auf ihren vierzehnten Geburtstag.......... 185
Jüdische Dichtungen und Fabeln.......... 193

Der frohe Bauer.

So glücklich, so vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach! ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur;
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur,
Die, die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von jener Höh',
Befreit von allen Sorgen,
Des Himmels Segen überseh'
An einem schönen Morgen,

Im Hain, beim milden Sonnenschein,
Die Vögel höre singen,
Und unten nun die Lämmelein
Im Thale sehe springen;

So oft ruf' ich: mein Gott, wie gut
Sind alle deine Werke!
Dem Reichen giebst du Geld und Gut,
Mir giebst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's so hell im Sinn,
So hell! ich kanns nicht sagen!
Ich eile fort, zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag
Kraft oder Muth benommen,
Er sei so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann, o welche Lust,
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Kniee schlingen;

Wenn, Lieb' und Unschuld im Gesicht,
Sich Alle zu mir setzen,
Und an dem süßen Milchgericht
Sich Klein' und Große letzen!

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen,
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Englein singen,

Dann fühl' ichs tief und sag's oft laut,
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Acker baut,
Als Könige und Kaiser.

Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

Da der König von Frankreich von dem Herrn de la Haye, einem Prediger auf dem Lande, sehr viel Gutes hörte, so befahl er, ihm außer Dem, was er zuvor erhalten hatte, noch einige hundert Thaler jährlich auszuzahlen; weil er wollte, daß der Mann sich pflegen solle. Der gute Prediger aber trat am folgenden Sonntage auf seine Kanzel, und sprach:

Der König hat mir bezeuget, daß er mit mir und meinem Verhalten unter euch zufrieden ist. Er hat mir auch einige hundert Thaler angewiesen, die ich alle Jahr erhalten und, wie ich will, gebrauchen soll. Höret also, liebe Leute, was hiebei meine Meinung und mein Wille ist!

Böses habe ich euch freilich nie erwiesen, Gutes dagegen, so viel ich gekonnt; und das ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen. Darüber fühlt aber auch ein Jeder, der dieses thut, recht große Freude in sich selbst; dadurch wird er den Menschen lieb und Gott angenehm: und das ist gewiß Belohnung genug.

Ich suche also weiter keinen Lohn, als diesen, und ich würde mich selbst für unverschämt ansehen, wenn ich auch noch vom Könige eine Belohnung annähme. Das Jahrgeld also, das er mir angewiesen hat, das sei nicht mir, sondern euch geschenkt; und höret nun, wozu es euch geschenkt sein soll.

Ihr wißt, unsere Straßen im Dorfe und unsere Wege hier herum sind schlecht. Ihr könnt nicht so viel aufladen, auch so geschwind nicht fahren, als ihr sonst wol solltet, wenn Straßen und Wege ebener wären. Ihr fahret auch eure Wagen zu Grunde, und ihr

erschweret eurem Zugviehe die Lasten; — wir wollen also von diesem Gelde die Straßen und die Wege ebener machen.

Ihr habt überdas auch Felder, auf welchen das Wasser stehen bleibet, welches eure Saaten verderbt, so daß ihr fast nichts davon ernten könnt; — wir wollen also Gräben ziehen, das Wasser ableiten, und dadurch eure Ernte verbessern.

Ihr habt auch Sümpfe und Moräste, und die nutzen euch zu gar nichts; — wir wollen also auch diese eure Sümpfe und Moräste durch Gräben vom Wasser befreien, sie austrocknen, und dadurch eure Felder und euer Einkommen vermehren.

Ihr habt endlich auch dornige, wüste und sandige Plätze, und auch diese geben euch keinen Vortheil; — wir wollen also die Dornen ausrotten, und was wir nicht mit Gras oder Getreide besäen können, das wollen wir mit guten Obstbäumen, oder mit Weinstöcken, oder auch mit wilden Bäumen bepflanzen, denn wenigstens wachsen doch Fichten oder Weiden darauf.

Dies also und dergleichen Etwas wollen wir thun! Alle Jahr erhalten wir das Geld; alle Jahr wollen wir daher Etwas vornehmen, und immer so viel, als wir können. In wenigen Jahren wird dann gewiß das Nöthigste bei uns geschehen sein; und wisset ihr, was wir dann thun wollen?

Dann wollen wir, so wir noch leben, an unsern Nachbaren thun, was wir an uns gethan haben. Dann wollen wir sehen, welchen unter ihnen unsere Hülfe am nöthigsten ist. Zu denen wollen wir gehen, sie freundlich grüßen, und ihnen sagen: Gönnet uns, liebe Brüder, die Freude, daß wir euch helfen; eure Wege, eure Felder, eure Moräste, eure wüsten Sandflecke u. s. w.

wollen wir verbessern und brauchbarer machen, eben so, wie es nun die unsrigen sind, u. s. w.

So wollen wir alsdann an ihnen auch handeln. Und dann, o ihr Leute! dann siehet Gott, der Menschen Vater, mit Lust auf euch herab; dann lieben euch eure Brüder; dann sind sie bereit, euch wieder zu helfen; dann loben sie eurentwegen unsern lieben Gott; dann beten sie zu ihm für euch, und sie und ihre Nachkommen segnen euch und eure Kinder und Kindeskinder! —

Ungefähr also redete der würdige Priester, und derselbe hob nun seine Hände gen Himmel, und wollte beten. Aber das Herz des Volkes schlug zu stark; es konnte sich nicht länger halten und rief: „Es lebe der König! Es lebe unser guter Pfarrer!"

Morgenlied.

Der junge Tag schwingt seine Rosenflügel
Um die Natur. — Die purpurrothen Hügel
Beglänzt der Morgensonne Strahl.
Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen,
Lobsingend steigt aus niedrigen Gesträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich erwache — frei von eitlen Sorgen
Sing' ich dem Gott, der jeden frühen Morgen
Allgütig auf mich niedersieht.
O du, mein Schöpfer! sieh die Freudenzähre
In meinem Blick — sie fließt zu deiner Ehre
Und wird zum Wonnelied.

Gieb mir ein Herz, in dem der stille Friede
Der Unschuld herrscht, und laß mich niemahls müde
In der Erfüllung meiner Pflichten sein!
Mein redliches Bemühn um wahre Tugend
Siehst du, o Gott! — dir will ich meine Jugend,
Dir meine späten Jahre weihn.

Verlaß mich nicht, wenn einst der Prüfung Leiden
Mich schrecken! — halte mir die bessern Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor.
Getrost blickt dann mein Geist aus Labirinthen,
Durch die sich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor.

An den jungen Leser.

Es ist dir gut, lieber junger Freund, dich mit den Leiden anderer Menschen bekannt zu machen, damit du dich glücklich preisest, wenn du selbst von solchen Leiden frei bist, und damit du nicht vergessest, Dem zu danken, der es dir so gut werden ließ.

Deßwegen lege ich dir auch folgendes Lied vor, worin die mannichfaltige Noth eines Schwindsüchtigen beschrieben wird.

Lerne daraus, welch großes Glück es ist, frei und ohne Schmerzen Athem zu schöpfen, und so, wie du thust, in jeder Nacht eines sanften, erquickenden Schlafes zu genießen.

Dann wirst du gewiß auch vorsichtig werden und dich in Acht nehmen, daß du dir nicht durch eine plötz-

liche Erkältung, oder durch einen zu schnell kühlenden Trunk, oder durch Ausschweifungen die Schwindsucht zuziehest, von der du hörst, daß sie ein so großes Uebel ist.

Und so vernimm also das

Lied eines Schwindsüchtigen.

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr,
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr!

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Ein rechtes Bild der Noth;
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt,

Die ist für mich nicht frei, nicht Heil;
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
Mich martern und kastein.

Und doch labt und erquickts mich nicht,
Machts mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der Alle glücklich macht,
  Will nicht mein Freund mehr sein,
Und lässet mich die ganze Nacht
  Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht,
  Und pfuschern drum und dran;
Allein sie haben, leider! nicht-
  Das, was mir helfen kann.

Mein' Hülf' allein bleibt Sarg und Grab.
  O, sängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab:
  Wie leicht und wohl wär's mir!

O sängen doch an meiner Thür
  Sie laut: »Ich hab' mein' Sach' ꝛc. *)«
Und trügen mich **) und folgten mir
  In langer Reihe nach,

Rund um die Kirch' ans Grab heran,
  Und senkten mich hinein!
Ich läg', und hätte Ruhe dann
  Und fühlte keine Pein.

Doch, ich will leiden, bis Gott ruft,
  Gern leiden bis ans Ziel. —
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
  Du hast der Luft so viel.

---

*) Der Anfang eines alten bekannten Sterbeliedes: Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt.

**) Der Verfasser will sagen: meinen gewesenen Leib.

Ein Landmann zu einem reichen Städter.

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf' auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;
Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn' auf freier Flur;
Dir mahlen theure Mahler, mir mahlet die Natur;
Du bist oft siech vor Wollust, und ich bin stets gesund;
Dich schützt um Geld ein Schweizer, mich schützt mein treuer Hund;
Du trinkst gefärbte Weine, und ich den klaren Quell;
Dein Auge sieht oft finster, und meines blickt so hell!
Sag' an nun, reicher Weichling: wer hat wol von uns Beiden,
Du oder ich, die meisten, und auch die reinsten Freuden?

Nach einem Gewitter.

Es ist vorbeigegangen, das schwarze Gewitter! Die majestätische Stimme des Donners schweigt; die Blitze schlängeln sich nicht mehr durch schwarzes Gewölk.

Die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdache gesammelt hatten, schütteln den Regen von der triefenden Wolle, und zerstreuen sich wieder auf der erfrischten Weide.

Wie herrlich glänzt die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrißne Gewölk! Wie schönfarbig strahlt dort der Regenbogen, von einem benetzten Hügel zum andern ausgespannt!

Die Wolken fliehen! Sieh, wie sie ihren Schatten in der sonnebeglänzten Gegend zerstreun!

Dort liegt die Anhöhe mit ihren Hütten und Herden im Schatten; jetzt flieht der Schatten und läßt sie im Sonnenglanze. Sieh, wie er durchs Thal hin über die blumigen Wiesen läuft!

Wie herrlich ist Alles rings umher! wie schön Alles, von der belebenden Sonne an bis zu der kleinsten Pflanze!

O, wie werde ich entzückt, wenn ich vom hohen Hügel die weite Gegend übersehe! oder wenn ich, ins Gras hingestreckt, die mannichfaltigen Blumen und Kräuter betrachte, und die unzählbaren Würmchen, die darauf wohnen! oder wenn ich den anbrechenden Morgen, oder den Glanz des Abendroths, oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel anschaue!

Dann kommen tausend süße Gefühle, tausend große Gedanken kommen dann in mein Herz; mein Auge vergießt Freudenthränen, und voller Entzücken bete ich Den an, der Alles erschaffen hat, den Vater aller Geschöpfe.

O, wie herrlich, wie allmächtig, o, wie gütig muß er sein!

Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zum Sonnenzeiger sprach die Glockenuhr:
Ich bitte dich, mir doch die Stund' itzt anzugeben,
(Es war ein trüber Tag; auch sprach's die Stolze nur,
Sich über jene zu erheben.)

Ich weiß sie nicht, versetzt der Zeiger ihr;
Man sieht die Stunde nur an mir,
Wenn sich die Sonn' am Himmel eingefunden.

Du dauerst mich, fuhr jene fort,
Was mich betrifft, ich bin an keinen Ort,
An keine Zeit und an kein Licht gebunden.
Ununterbrochen währt mein Lauf;
Zieht man in meinem Leib' ein Rad des Morgens auf,
Zeig' ich den ganzen Tag, die ganze Nacht die Stunden.
Auch zeig' ich nicht allein, ich schlag' auch; doch von dir
Hör' ich nicht einen Laut. Es scheint, du kannst nicht zählen.
Nun höre mich! Eins, zwei, drei, vier!
So viel ists an der Zeit; nie wird der Ton mir fehlen.

Indem sie spricht, zertheilet sich sogleich
Der Nebel, und die Wolken fliehen;
Die Sonne steht allein und strahlenreich
Am Himmel; Aehrenfeld und Teich und Felsen glühen.
Der Zeiger weiset drei, ein Viertel noch dazu.

„Wie nun, Frau Nachbarin! Verschmähest du
Mich noch, daß ich so selten Etwas sage?
Antworten kannst du zwar auf jede Frage;
Doch wer dir trauet, läuft Gefahr,
Daß er bald allzuviel, bald allzuwenig zählet.
Ich schweige, wenn mir Helle fehlet,
Ich rede selten, aber — wahr.“

Ananiceris und Plato.

Ananiceris brüstete sich mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit, die er sowol im Reiten, als auch im Fahren sich erworben hatte.

Einst wollte er auch dem Philosophen Plato seine Künste zeigen, und fuhr zu vielen Mahlen dergestalt im Zirkel herum, daß die Räder seines Wagens immer einen und ebendenselben Kreis beschrieben.

Alle Zuschauer waren erstaunt, und klatschten ihm lauten Beifall zu.

Der einzige Plato nur klatschte nicht mit. Ihm schien an einem jungen Manne, der nicht dazu bestimmt war, Kutscher oder Postreiter zu werden, eine solche Geschicklichkeit mehr tadelnswürdig, als rühmlich zu sein.

Denn, sagte er, wie ist es möglich, daß Einer, der auf eine Fertigkeit dieser Art so viel Fleiß verwandt hat, nicht weit nützlichere und vorzüglichere Dinge darüber sollte versäumt haben?

Protagoras und Demokritus.

Protagoras war von so armen Aeltern geboren, daß er sich, als Jüngling, seinen Lebensunterhalt durch Lasttragen erwerben mußte.

Einst kam er vom Lande nach der Stadt Abdera zurück, aus der er gebürtig war, und trug eine Menge Holzstrünke, die er mit einem kurzen Bindfaden künstlich zusammengeschnürt hatte.

Von ungefähr begegnete ihm der Philosoph Demo-

kritus, der die Art, wie jener den Holzstoß zusammengebunden und sich aufgelegt hatte, bewundernswürdig fand.

Er bat ihn daher, ein wenig auszuruhen, und trat hinzu, um die Art des Zusammenlegens und des Bindens, worin er etwas Geometrisches bemerkte, genauer zu beobachten.

Dann fragte er ihn, wer das Holz so zusammengelegt habe? und da Jener antwortete, daß er es selbst gethan, so bat ihn der Philosoph, das Bündel aufzulösen, und in seiner Gegenwart ein neues zu binden.

Der junge Protagoras erfüllte diese Bitte, und wußte das Holz wieder gerade eben so zusammenzulegen und zu binden, als es vorher gewesen war.

Da bewunderte Demokritus die sinnreiche Geschicklichkeit dieses nicht gelehrten Jünglings, und sprach zu ihm: Junger Freund, da du die Gabe hast, Das, was du thust, gut zu thun, so giebt es größere und edlere Beschäftigungen, die ich dir bei mir geben kann.

Er nahm ihn hierauf mit sich, hielt ihn in Allem frei, lehrte ihm die Philosophie, und machte aus ihm den großen Mann, der er nachher geworden ist.

So gewiß ist es, daß Derjenige, der bei kleinen Geschäften Ordnung und Nachdenken anwendet, auch in größern glücklich fortkommen wird.

Polemo und Xenokrates.

Polemo, ein zur Schwelgerei und zu einem liederlichen Leben verführter Jüngling, kehrte einst bei hellem Tage von einem Gastmahle zurück, welches die ganze Nacht hindurch gedauert hatte.

Sein Aufzug paßte zu seinen Sitten. Ein leichtes, durchsichtiges Kleid bedeckte nur zur Hälfte seinen unzüchtigen Körper, der von wohlriechenden Salben duftete, und sein Haupt war mit einem Blumenkranze umwunden.

Taumelnd von Trunkenheit schwankte er in diesem Aufzuge bis zur Wohnung des Philosophen Xenokrates, bei dem sich schon eine Menge lernbegieriger Zuhörer versammelt hatte, um Weisheit von ihm zu lernen.

Dem Wollüstling kam der Einfall, auch zu ihm hineinzugehen, und er hatte sogar die Unverschämtheit, sich mitten unter den gelehrten Zuhörern desselben niederzusetzen, recht als wenn er ihnen das Gegentheil von dem weisen und vernünftigen Betragen zeigen wollte, wozu der Weltweise sie ermunterte.

Aller Augen waren mit Unwillen auf ihn gerichtet.

Nur Xenokrates blieb in seiner Fassung, und ging, ohne eine Miene zu verändern, in seinem Vortrage zur Empfehlung der Bescheidenheit und der Mäßigkeit über.

Er redete so nachdrücklich darüber, daß Polemo mit allem seinen Leichtsinn ihm nicht widerstehen konnte.

Erst sah man ihn den Kranz aus den Haaren nehmen und zur Erde werfen; dann zog er den Mantel zusammen, um seine entblößten Arme zu bedecken; nach und nach verschwand aus seinem Gesichte die ausgelassene Fröhlichkeit des Zechers, und endlich legte er auch jedes andere Kennzeichen eines Schwelgers ab.

Seine kranke Seele wurde durch die Rede des Philosophen geheilt, und aus einem elenden Wollüstling ward er selbst ein Weiser.

Beispiel eines jungen Helden.

Bei dem Treffen zu Freemans-House in Amerika, welches im Jahre 1777 zwischen den Engländern und Amerikanern vorfiel, focht auch der elfjährige Sohn des Kapitäns Monin an der Seite seines Vaters mit blankem Säbel.

Die Freiwilligen von Kanada, welche Kapitän Monin anführte, standen auf dem linken Flügel, der von den Amerikanern lebhaft angegriffen wurde, und der Kapitän stürzte, von einer Flintenkugel getroffen, todt zur Erde.

Der Oberst Fraser, welcher sich an der Spitze des Englischen Corps befand, bat den Jüngling, das Gefecht zu verlassen und beim Leichname seines Vaters zu bleiben.

Der Knabe trat hierauf nur zwei Schritte zurück, um die erkaltende Hand seines Vaters zum letzten Mahle zu küssen; dann trat er wieder ins Glied und rief den Soldaten zu: Beherzt, brave Kanadier, drauf zu!

Der dankbare Jude.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland gegangen waren, daselbst gearbeitet hatten, und jetzt mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, strandete, und Alle waren in Gefahr zu ertrinken.

Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest.

Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude

um Erlaubniß, sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude wurde nebst den Uebrigen durch ein dazukommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, sobald er könne, thätig zu zeigen, daß er erkenntlich sei.

Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer; ich that, was ein Mensch dem andern thun muß. Danke nur Gott, daß er uns erlös't hat vom Tode.

Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß seiner edlen Denkart ist, und schickte ihm Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und seine Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er demselben in seinem Namen zu geben bat.

Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah.

Nun, Gott vergelts dem Juden, sagte er weinend! Nun tadle mir Einer die Juden, und schelte sie, der solls mit mir zu thun haben!

Noch größer ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die funfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Amtmann beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Bein. O, Gott segne ihn! und mache alle Juden selig!

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und mit seinen Kindern aufs rührendste beim Amtmann,

und der Bauer und der Amtmann schrieben Beide einen Danksagungsbrief an den edlen Juden, der dem erstern nachher noch alle Jahre mancherlei Geschenke zuschickte.

An den Mond.

Wie schön kommt dort, mit freundlich-sanftem Lichte,
Der volle Mond daher!
Wie wiegt, im Silberglanz, die Pappel und die Fichte
Die schlanken Aeste hin und her!

O, welch ein Blick! O, welch ein sanfter Schimmer!
Oft hab' ich dich gesehn,
Du stiller, guter Mond: und doch bist du mir immer
So neu, so lieb, so wunderschön!

Wer lehrte dich, so abgemessen gehen?
An keinem Ort zu früh,
An keinem Ort zu spät hat man dich je gesehen;
O Freund, verirrst du dich denn nie?

Der dich erschuf, muß wol ein weises Wesen,
Muß wol recht gütig sein.
Du leuchtest freundlich ja dem undankbaren Bösen,
Nicht dem Erkenntlichen allein!

An dir, o Mond, will ich ein Beispiel nehmen,
Und milde sein, wie du.
Ich will durch Liebe Den, der mich nicht liebt, beschämen,
Und sein der Fördrer seiner Ruh'.

Du wirst es sehn, von deinem Himmel oben,
Du holdes Licht bei Nacht;
Ich aber will indeß den hohen Schöpfer loben,
Der dich und mich so gut gemacht.

Dionisius und der Reiche.

In Sirakus war einst ein reicher Mann,
Der hatte seinen Schatz vergraben.

Man zeigt es dem Tirannen an,
(Ein Nachbar mochte wol das Ding gemerket haben)
Und Dionis schickt Häscher auf den Platz,
Und raubt ihm seinen ganzen Schatz.
Nicht ganz; ich irre mich. Zum großen Glück
Blieb ihm ein kleiner Rest zurück,
Den er besonders hielt.

Nach einer andern Stadt
Zieht er mit Dem, was er gerettet hat.
Was thut er nun? Empfängt die Erde
Die Barschaft wieder? Ei, mit nichten! Meint ihr doch,
Er sei so dumm? Ja wol! Damit auch dieses noch
Ihm über Nacht geraubet werde?

Ein Landgut kauft er sich, spart weder Fleiß, noch Geld,
Er düngt, besäet, baut sein Feld,
Macht urbar, was versäumt gelegen;
Und so gelangt er bald zum vorigen Vermögen.

Ei, wenn nur Dionis es diesmahl nicht erfährt!
Doch, hier kommt ein Befehl. Laß sehn, was er bedeute!
Was anders, als daß ihn der Fürst zu sich begehrt?
Ich hab' es wol gedacht! Er riechet neue Beute!

Mit Zittern geht der gute Mann
Nach Dionisens Stadt zurück,
Und sieht sein schönes Gut schon für verloren an.

Ich wünsche dir, spricht der Tirann,
Zu deinem neuen Reichthum Glück.
Es freuet mich, daß meine That
Bei dir so gut gefruchtet hat.
Ich habe dir beweisen wollen,
Daß, wenn das Glück uns wohl gewollt,
Wir das uns anvertraute Gold
Gebrauchen, nicht verscharren sollen.
Besitze nun dein Gut in Ruh.
Hier steht der Schatz, den du vergraben,
Und den ich dir geraubt. Nimm diesen auch dazu;
Jetzt bist du würdig, ihn zu haben.

Freundschaftslied.

Nichts auf Erden kommt dir gleich,
Süßer Freundschaft Himmelreich!
Keine Wonne ruft, wie du,
Hohen Muth dem Menschen zu.

Herrlich bist du, o Natur!
Herrlich durch des Schöpfers Spur!
Aber deine größte Pracht
Ist der Blick, der Freundschaft lacht.

Hoher Werth ists, Mensch zu sein;
Doch kein Mensch beständ' allein.
Freundschaft, deinen ersten Bund
Schloß des Schöpfers eigner Mund.

Arbeit brennt die Stirne feucht:
Freundschaft macht die Bürde leicht!
Mit dem Freunde Hand in Hand
Zög' ich in ein wüstes Land.

Selbst bei Wasser und bei Brot
Bin ich frei von jeder Noth,
Wenn ein Freund es mit mir theilt,
Mit mir hin zur Quelle eilt.

Kummer beißt wie scharfer Frost;
Aber milden, süßen Most
Hat die Freundschaft; trink' ich ihn,
Schmilzt der bittre Kummer hin.

Leben heißt, mit Freunden sich
Freun des Lebens brüderlich.
Freundschaft ist, durch Gottes Kraft,
Unsers Lebens Wissenschaft.

Ueberall ist weit und breit
Gottes Segen ausgestreut.
Auch an Freunden fehlt es nie;
Wer nur suchet, findet sie.

Wie zwei Blumen gleicher Art
Stehen Freunde hingepaart;
Aufgenährt in Einer Luft
Strömt ihr süßer Morgenduft.

Doch die frische Blume bebt;
Denn bald ist der Tag verlebt,
Und das Band der Freuden bricht! —
Sei getrost, und zittre nicht!

Durch des Lebens Thal hinab
Sucht mein Freund mit mir das Grab;
Und des Todes Schrecken flieht,
Wenn mein Freund mich sterben sieht.

Droben wird, bei Ja und Nein!
Freundschaft auch die Losung sein.
Wenn das Band der Freuden bricht
Junge Blume, zittre nicht!

Letzte Unterredung des unglücklichen Waser mit seinen beiden Söhnen.

Vernehmt, ihr jungen Leser, eine zwar sehr traurige, aber auch zugleich sehr lehrreiche Geschichte von einem Manne, den die Begierde, sich zu rächen, in das allergrößte Elend stürzte.

Er hieß Waser, und war Prediger in der Schweizerischen Stadt Zürich.

Schon in seiner Jugend verrieth er einen außerordentlich fähigen Kopf, der Alles leicht begriff, auch große

Lust zum Lernen bezeigte, und daher Hoffnung machte, daß er einst ein recht nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde.

Aber er äußerte auch schon von früher Jugend an eine gefährliche Eigenschaft des Herzens, welche seine Aeltern und Lehrer für sein künftiges Wohlergehn zittern machte.

Er ließ sich nämlich leicht zum Zorn reizen, und dann übergab er sich einer blinden Nachbegierde, die ihn antrieb, Demjenigen, der ihn beleidigt hatte, wieder etwas Leides zuzufügen.

Vergebens stellte man ihm die gefährlichen Folgen dieser bösen Leidenschaft vor; sie hatte in seinem Herzen schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es ihm zu schwer wurde, sie wieder auszurotten.

Er wuchs also mit seiner Schlange im Busen auf, wurde zwar ein gelehrter Mann, aber führte doch fast immer ein unruhiges und mißvergnügtes Leben, weil er alle Augenblicke mit Jemand Händel hatte, und dann auf Mittel und Wege sann, seine Nachgier zu befriedigen.

Er wurde zum Prediger erwählt; aber auch als Geistlicher blieb er der unruhige Kopf, der er gewesen war.

Einst hatte er sich, ich weiß nicht worin, gegen seine Obrigkeit vergangen; diese gab ihm darüber einen Verweis; aber Waser, anstatt sich sein Vergehen reuen zu lassen, ward vielmehr noch aufgebrachter gegen die Obrigkeit, und verging sich gegen dieselbe durch ungebührliche Reden nur noch gröblicher.

Da fand denn die Obrigkeit für gut, ihn durch eine empfindliche Strafe zur Erkenntniß seines Unrechts zu bringen, und entsetzte ihn seines Amtes.

Nun gerieth sein Unwille vollends in Feuer und Flamme. Hatte er vorher seinen Zorn bloß durch bittre Worte zu befriedigen gesucht, so faßte er jetzt den unglücklichen Vorsatz, sich durch die That zu rächen.

Er entwandte, sagt man (ich erzähle, was ich gehört habe; kann für die Wahrheit aber nicht stehen) er entwandte also aus dem Archive oder der Urkundenkammer *) eine Schrift, die, wenn sie bekannt wurde, seinem Vaterlande zum Schaden gereichen konnte.

Allein seine That wurde entdeckt, noch ehe er die Schrift bekannt machen konnte; und die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß werfen. Er suchte aus demselben zu entfliehen; aber der Anschlag mißlang, und der Erfolg davon war, daß er in einen festern Kerker gesteckt und in Ketten gelegt wurde.

Von diesem Augenblick an stellte er sich seinen Tod als unvermeidlich vor, und machte sich darauf gefaßt.

Seine Richter versammelten sich; man untersuchte sein Verbrechen, und berathschlagte sich über die Strafe, die er verdient habe. Ein und zwanzig Stimmen verurtheilten ihn zum Tode, achtzehn hingegen wollten ihn davon freigesprochen wissen. Allein die meisten Stimmen galten.

Man hoffte indeß, daß er vielleicht noch begnadigt werden dürfte, wenn er sich nur bequemen wolle, seine Obrigkeit um Gnade zu bitten.

Aber er verwarf diese Zumuthung mit einer Hartnäckigkeit, die unbeweglich blieb.

Selbst sein alter, ihm sonst so theurer Vater ließ

---

*) So nennt man den Ort, wo diejenigen Schriften verwahrt werden, die den ganzen Staat betreffen.

ihn bitten, daß er doch das Mitleid seiner Richter anflehen möchte.

Aber er ließ ihm antworten: er wolle Alles, Alles thun, was er ihm befehlen werde; nur dieses Einzige könne und dürfe er nicht; wenn seine Thorheit oder sein Unglück (Verbrechen nannte er es niemahls) den Tod verdient habe, so sei es billig, daß er ihn dulde; und er habe sich darauf gefaßt gemacht.

Da der Tag seiner Hinrichtung herannahete, bat er sich die Erlaubniß aus, noch einmahl mit seinem Vater und mit seinen Kindern reden zu dürfen.

Anfangs schlug man ihm diese Bitte ab, weil man besorgte, er möchte seinen Söhnen Haß gegen die Obrigkeit einflößen, und sie bewegen, einst seinen Tod an ihr zu rächen.

Allein darin irrte man sich.

Endlich gab der Rath seine Einwilligung; aber der alte Vater fühlte sich nicht stark genug, den Anblick seines unglücklichen Sohns zu ertragen; er ließ sich also bei ihm entschuldigen.

Seine beiden Söhne hingegen, der eine von 11, der andere von 14 Jahren, wurden zu ihm geführt. Jener hieß Salomo, dieser Heinrich.

Der unglückliche Mann war seiner Bande so lange entlediget, und aus dem Kerker in ein artiges Zimmer gebracht, woselbst er in der Gesellschaft eines Geistlichen seine Söhne erwartete.

Ein anderer Geistlicher führte jetzt die beiden Söhne in das Zimmer. Sie traten hinein mit einem Herzen, dessen Beklemmung sie zu ersticken drohete.

Gleich beim Eintritt empfing sie der Vater mit einem ruhigen und unerkünstelten Lächeln.

Guten Abend, Heinrich, guten Abend, Salomo!

Gelt, wir haben einander lange nicht gesehen? — Wie habt ihr indeß gelebt? Wohl und gesund, aber ein wenig traurig, wie mir diese beiden Herren sagen!

Nun, traurig müßt ihr nicht sein. Ihr seht ja, daß es mir so ziemlich wohl geht. Dies ist ein artiges Zimmer, fast so schön, wie unsre Stube; ich habe gut Essen und Trinken; diese beiden Herren und noch Andre besuchen mich alle Tage; sie haben Liebe für mich.

Nicht wahr, ihr wollt nicht mehr traurig sein? Ich hab's ja besser, viel besser, als ihr glaubtet! —

Die Knaben schluchzten, standen wie angedonnert, kämpften, rangen. Aber ihre Thränen flossen unaufhaltbar.

Nun, nun, fuhr ihr Vater fort, es wird schon besser werden; kommt (indem er Beide bei der Hand nahm), setzt euch zu mir her; wir wollen uns ein wenig unterreden.

Sie setzten sich.

Nun, Heinrich, wie gehts? Was hast du gelernt, seitdem wir uns nicht gesehen haben? Und du, Salomo, wie weit hast du's gebracht?

Beide sagtens unter vielen Thränen. Er, immer noch heiter und ruhig, gab ihnen die beste Anweisung, wie und was sie lesen und lernen sollten, und schwatzte mit ihnen so lange, bis er sie etwas ruhig glaubte.

Dann hub er in einem etwas feierlichen Tone an:

Lieber Heinrich, lieber Salomo, es kann vielleicht noch lange, recht lange währen, bevor wir uns wieder sehen und sprechen; und da habe ich eine Bitte an euch!

Nicht wahr, ihr wollt euren Vater nicht vergessen? — Zwar habe ich euch viel Traurigkeit verursachet, und werde euch noch mehr verursachen; aber ihr fühlt doch, daß ich ein guter Vater gegen euch gewe-

sen bin? Nicht wahr, ihr fühlt das, und vergesset mich nicht?

Die Knaben schluchzten laut auf, und umarmten ihn.

Gut, meine Lieben; das wäre eins! Aber ich habe noch eine, noch zwei Bitten. Laß sehen, Heinrich, was glaubst du wol, das für einen Menschen das Wichtigste sei für dieses und jenes Leben?

Der Knabe konnte nicht antworten.

Meinst du nicht, es sei, daß er Gott zum Freunde habe?

Ach ja! Sie habens uns immer gesagt!

Aber warum ist dies das Wichtigste?

— Wieder Stillschweigen.

Nicht wahr, weil Gott Alles macht, Alles leitet; weil wir unser Glück von ihm allein erhalten müssen?

Aber, Heinrich, wie müßt ihrs denn machen, daß Gott euer Freund sei und bleibe? Weißt du das?

Ach, Papa, wir müssen thun, was er uns befohlen hat, was im Evangelium vorgeschrieben ist.

Hörst du, Salomo? Und du, Heinrich, vergiß es auch nie. Versprecht mir Beide, daß ihr im Evangelium fleißig lesen, und über das Gelesene nachdenken und danach leben wollt!

Sie versprachens.

Liebe Kinder, das ist das Wichtigste! Euer Vater bittet euch darum, es nie, nie zu vergessen.

Seht, ich rede aus der Erfahrung; wenn ichs auch nie vergessen hätte, so wäre ich stets bei euch zu Hause geblieben, und so würdet ihr mich nicht verlieren. Aber beruhiget euch: wenn ihr euer Versprechen haltet, so wird Gott euer Vater sein, und von ihm wißt ihr ja, daß er mehr für euch thun kann, als irgend ein Mensch auf der Welt.

Glaubet mir, es ist eine gar schöne Sache, Gott zum Vater zu haben; und, nicht wahr, liebe, liebe Kinder, ihr würdet mir gern einen Gefallen thun, wenn ihr könntet?

Ihre Thränen stürzten, sie sanken zu seinen Füßen. — »Ach! für Sie sterben!« schluchzte der ältere.

Wir wollen nicht vom Sterben reden, lieber Heinrich; aber den Gefallen erwarte ich von euch, daß ihr nichts, nichts von Dem vergesset, was ich euch jetzt sage, und was ihr versprechet.

Noch eins, Salomo; nicht wahr, du erinnerst dich noch der Ohrfeigen, die ich dir manchmahl gegeben habe, wenn du unartig warest, und nicht thun wolltest, was ich dir befahl? Da hast du nun zuweilen gedacht, ich sei ein böser Vater? Aber, nein, ich meinte es gut mit dir, es geschah zu deinem Besten, und du wirsts noch wol einsehen lernen! Höre mir jetzt aufmerksam zu, und du auch, Heinrich; was ich jetzt sagen werde, ist gleichfalls für euch Beide wichtig, so wichtig, daß ihrs nie, nie vergessen müßt.

Die Stadt Zürich ist wie eine Familie; die Obrigkeit, unsere gnädigen Herren, sind die Väter, wir Andern sind die Kinder.

Wenn nun ein Kind nicht recht thut, mürrisch ist, schimpft, die Andern unnöthiger Weise plagt — was macht der Vater? Gelt, Salomo, er warnt das Kind, weiset es zurecht, giebt ihm Vermahnungen und Lehren; hilft das nicht, so giebt er ihm eine Ohrfeige.

Läßts auch dann noch nicht von seinen Unarten ab; murret es sogar über den Vater, oder beschuldigt es ihn der Ungerechtigkeit: so sperrt er das ungehorsame Kind ein, wie ichs etwa auch mit dir gemacht habe.

Ach, lieber, lieber Papa! winselte der Kleine; verzeihen Sie. —

Sei ruhig, Salomo; ich sage das nicht, um dich zu kränken; du hattest dich gebessert, du warst ein gutes Kind geworden, und Gottes Segen wird dich begleiten, und hier hast du einen Kuß meiner Liebe!

Aber ich, Salomo, ich war ein solches ungehorsames Kind gegen unsere Obrigkeit. Ich war mürrisch, plagte die Andern, schimpfte und schmähte. Man wollte mich zurechtweisen; ich hörte nichts an, ich fuhr in meinen Unarten fort.

Unser Vater, die Obrigkeit, glaubte, ich verdiene eine Ohrfeige, und gab sie mir; aber das besserte mich nicht. Ich schimpfte vielmehr auf den Vater, suchte ihn zu beleidigen, zu kränken, und du begreifst wol, daß konnte der Vater nicht leiden, und sperrte mich ein, und eben darum habt ihr mich so lange nicht gesehn.

Gelt, Heinrich und Salomo, ihr habt oft selbst gehört, daß ich zu Hause über die Obrigkeit, die doch unser Vater ist, geschimpft und geseufzt habe?

Das war nicht recht; das müßt ihr vergessen, auf ewig vergessen! Nicht wahr, ihr thuts? Ihr versprecht mir, zu vergessen, daß ich unartig war? Ich möchte gern, wenn ich euch nicht mehr sehe, den Trost haben, daß ihr an mich nur wie an einen guten Vater denkt!

Sie versprachens feierlich.

Und dann, liebe Knaben, horchet nicht auf andere Leute! Sie mögen sagen, was sie wollen, so erinnert euch nur Dessen, was ich jetzt sage!

Denket, daß ich die Ohrfeige und das Einsperren wol könne verdient haben! Sehet eure Obrigkeit als euren Vater an, und vergesset nie, daß ihr derselben Ebendas schuldig seid, was ich von euch foderte: Liebe,

Gehorsam, Ehrfurcht und Vertrauen. Sie kann fehlen, aber sie meints doch nicht böse.

Und nun, liebe Kinder, müßt ihr mir noch einmahl die Hand darauf geben, daß ihr von Allem, was ich euch gesagt habe, nichts vergessen wollt. Aber besinnet euch erst recht; ihr versprechet mir es vor Gott, und der läßt, wie ich euch oft sagte, seiner nicht spotten. —

Das Gelübde wurde von den Thränen der Söhne und des Vaters vor Gott besiegelt.

Noch eins! Du, Heinrich, wirst zu deinem Großvater kommen, das ist ein alter braver, frommer Mann; was er dir sagt, das thue; es wird dein Glück sein.

Du weißt, lieber, lieber Heinrich, daß ich dich aufrichtig und zärtlich liebe; ich weiß auch, daß du mich liebst; um dieser Liebe willen sei gehorsam und ehrerbietig gegen ihn.

Wenn ihm etwas Vergnügen macht, so verrichte es mit Freuden, suche seinen Befehlen zuvorzukommen, und seine Wünsche zu errathen; und wenn er dann mit dir zufrieden ist, so sage ihm, das habe dir dein unglücklicher Vater in der letzten Unterredung anbefohlen, und ich werde dich im Himmel noch dafür segnen.

Sage ihm, daß ich wünsche und bitte, er möge dich der Bäckerei widmen. Machst du dich seiner Liebe würdig, so wird er's thun, und dann widme dich deinem Berufe. Suche nicht höher zu steigen, so wirst du glücklich sein.

Und du, mein Salomo, du bleibst bei deiner Mutter! Wenn du zu Hause kommst, so tröste sie; sage ihr, ich sei ganz wohl und ruhig, auch sie solle ruhig sein.

Sei gehorsam und ehrerbietig; thue Alles, was sie fodert und wünscht; das ist deine Pflicht und mein Be-

fehl, der letzte, lieber Salomo, den dir dein Vater giebt; denn was ich jetzt sagen will, ist nur eine Bitte.

Du willst ein Geistlicher werden; wenn du nicht eine unüberwindliche Neigung dazu hast, so laß es lieber bleiben. Es ist ein gefährlicher Beruf! Mich hat er unglücklich gemacht. Sags deiner Mutter; küsse sie in meinem Namen, und gedenke meiner in Liebe!

Und nun, meine Lieben, Lieben, (Beide umarmend) nun ists Zeit! Mich hats gefreut, euch noch einmahl zu sehen! Ich gebe euch (Beide küssend) meinen letzten väterlichen Segen. Gott sei euer Vater, eure Stütze, euer Trost! Wandelt auf seinen Wegen, so wird seine Vaterhand euch weislich und gnädig führen.

Denket meiner in eurem Gebet; ich werde eurer in der Ewigkeit gedenken; und, wills Gott! sehen wir uns dort Alle wieder!

Die Knaben waren wie an den Vater angeklammert; sie weinten nicht, sie schluchzten, bebten, hatten Verzuckungen, und wurden halbtodt weggebracht. Er lächelte unter seinen Thränen, und faßte sich bald wieder.

Von der Zeit an war er zur Verwunderung ruhig und gelassen. Als ihm der Tag seines Urtheils und der vermuthliche Inhalt desselben bekannt gemacht wurde, so veränderte er nicht einmahl die Farbe, und fuhr ruhig in der schon angefangenen Unterredung fort.

Als ihm das Urtheil selbst im Gefängniß eröffnet, und er befragt wurde, ob ihn nicht vor dem Hingange schauere? so antwortete er: Schauern? Mich wahrhaftig nicht! Ich habe Alles durchgedacht, die ganze Scene mir vorgestellt, und während meines Gefängnisses bin ich wol zwölfmahl wachend und träumend enthauptet worden, ohne mich zu entsetzen. Für

mich ists gut, daß ich sterbe *). Sein Sie ruhig, es wird gewiß gut gehen!

Die letzten Stunden über war Lavater bei ihm. Lavater bebte, und Waser war so ruhig, so fest, daß nicht einmahl das volle Glas in seiner Hand schwankte.

Gegen zwölf Uhr begehrte er zu speisen, und aß und trank, wie gewöhnlich, ohne weder langsamer, noch geschwinder zu kauen.

Nach Ein Uhr wurde er vor das Rathhaus geführt; der Weg ging bei seines Vaters Wohnung vorbei, und er stand still.

Hier, sprach er nach einer kurzen Pause, wohnt ein sehr braver Mann. Ich habe ihm unaussprechlich viel zu verdanken, und nun so vergolten! Gott segne ihn, und belohne ihn!

Weiter hin blickte er auf ein Haus, dessen Fenster von Leuten vollgepfropft waren, welches desto mehr auffiel, weil sich in allen übrigen Häusern beinahe kein Mensch sehen ließ.

Daß die guten Leute so weinen mögen, dauert mich, sprach er ruhig; wenn nur Keiner herunterstürzt.

Vor dem Rathhause wollte er sein Urtheil selbst anhören; die Geistlichen widerriethen es ihm, er aber antwortete:

Es ist meine Obrigkeit, die mit mir redet; ich bin es ihr schuldig, daß ich ihren Entschluß anhöre.

Da er aber vor dem Gedränge nichts verstehen konnte, wandte er sich wieder zu den Geistlichen, und bat, daß sie in ihrem Gebete fortfahren möchten.

---

*) Er fühlte vermuthlich, daß er zu lange gewartet habe, seine Leidenschaften zu bekämpfen, und verzweifelte daran, sich nun noch bessern zu können.

Durch die Stadt ging und blickte er, wie ein Mann, der der Erfüllung eines angenehmen Wunsches entgegeneilt, der sich aber vor den Leuten zu laufen schämt.

Unter dem Thore betete er den 88. Psalm, den er jedoch auf seine Umstände abgeändert hatte.

Auf dem Rabenstein redete er noch mit dem Scharfrichter, fragte, ob er recht und ihm bequem sitze? und als dieser mit Ja antwortete, so betete er mit lauter und fester Stimme:

»Dir, o Gott, der du mich als Vater geleitet, durch Kristum meiner Erlösung mich versichert, und durch deinen Geist zu guten Gesinnungen erweckt hast, dir empfehle ich meinen Geist!«

Und da lag der Kopf, den auch die Henkersknechte nicht ohne Thränen hinlegten.

Aus Lienhard und Gertrud,

einem Buche für das Volk.

Zieht den Hut ab, Kinder! und faltet die Hände! — — Es folgt ein Todtenbett. —

Rudi war bei seinen vier Kindern. Seine Frau war ihm vor drei Monaten gestorben. Seine Mutter lag sterbend auf einem Strohsacke, sagte aber zu Rudi: suche doch zu Mittag etwas Laub in meine Decke — mich friert.

O Mutter, ich will gern jetzt gehen, sobald das Feuer im Ofen verlöscht sein wird, sagte Rudi.

Mutter.

Hast du auch noch Holz, Rudi? Hast du auch

noch Holz? Du kannst jetzt nicht mehr in den Wald, von mir und den Kindern weg; — o Rudi, auch ich bin dir zur Last —

Rudi.

O, Mutter, Mutter! sage doch das nicht; — du bist mir nicht zur Last. — Mein Gott, mein Gott! Könnte ich dir nur auch Das, was du nöthig hast, geben. — Dich durstet, dich hungert und friert, und du klagst nicht! Das geht mir ans Herz, Mutter!

Mutter.

Gräme dich nicht, Rudi! — Meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht groß, und Gott wird bald helfen — und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi.

O Mutter, Mutter! ich habe ja nichts — und du trägst meinen Mangel — o Mutter, o Mutter!

Mutter.

Rudi, wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf der Erde — und was man braucht, giebt der Vater im Himmel! Ich danke ihm, Rudi; er stärket mich bei meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen).

Meinst du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Mutter.

Nein, Rudi, gewiß nicht.

Rudi.

O mein Gott!

Mutter.

Tröste dich, Rudi; ich gehe ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend).

O Gott!

Mutter.

Tröste dich, Rudi; du warst die Freude meiner Ju-

gend, und jetzt bist du der Trost meines Alters; und nun danke ich Gott — deine Hände werden bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und für dich beten; und Gott wird helfen; er wird mich erhören, und es wird dir wohlgehn ewiglich. — Denk an mich, Rudi.

Rudi.

O Mutter, liebe Mutter!

Mutter.

Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi.

Was doch, Mutter?

Mutter.

Ich will dir's sagen, Rudi; ich muß dir's sagen; es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen.

Rudi.

Was denn, o Mutter?

Mutter.

Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte, und aus seiner Tasche gebratene Erdäpfel aß. — Er gab auch seinen Geschwistern, und auch die aßen verstohlen. — Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst hätte sie der Junge auf den Tisch geworfen, und hätte seinen Geschwistern laut gerufen — ach! er hätte auch mir einen zugebracht, wie er's tausendmahl machte. — Es ging mir allemahl ans Herz, wenn er mit etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Großmutter, iß auch! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie dieser Gedanke mir seit gestern so schwer auf dem Herzen liegt! Wo ist er — bringe mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi.

O ich Elender!

Er läuft geschwind, sucht den Rudeli, und bringt ihn der Mutter ans Bett. — Die Mutter setzt sich mühselig auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt ihn in ihre Arme, drückt ihn an ihr Herz, senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben; — der Kleine weint laut.

Rudeli.

Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? Ach, stirb doch nicht, Großmutter!

Mutter (gebrochen).

Ja, Rudeli, ich sterbe gewiß bald.

Rudeli.

Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter!

Sie muß sich wieder legen. — Der Knabe und sein Vater zerfließen fast in Thränen; sie erholt sich aber bald wieder, und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.

Rudeli.

Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Mutter.

Thue nicht so, du Lieber! Ich sterbe ja gern, und ich werde ja dann zu einem lieben Vater kommen, bei dem es mir wohl sein wird. — Bald, bald, Rudeli, werde ich zu ihm kommen.

Rudeli.

O, wenn du stirbst, ich will mit dir sterben.

Mutter.

Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden, und, wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. — Gelt, Rudeli, du

willst ihm dann gern thun, was du kannst, und was ihm Freude macht? Er thut mir jetzt auch, was er kann. — Versprichs mir!

Rudeli.

Ja gewiß, Großmutter; ich will recht thun — und folgen.

Mutter.

Aber, mein Kind! Gott im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht Alles, was wir thun.

Rudeli.

Ich weiß wol, Großmutter.

Mutter.

Warum hast du denn gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli.

Ich wills nicht mehr thun, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mir doch, Großmutter! Verzeih mir, o mein Gott! Großmutter!

Mutter.

Hast du sie genommen, die Erdäpfel?

Rudeli (schluchzend).

J — j — j — ja! Großmutter!

Mutter.

Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend).

Dem — dem Mau — Maurer.

Mutter.

Du mußt jetzt zum Maurer, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli.

Großmutter, um Gotteswillen! ich darf nicht, ich darf nicht.

Mutter.

Du mußt — daß du's ein ander Mahl nicht mehr thuest. Um Gottes willen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm nichts mehr! Gott verläßt Niemand; er giebt allemahl wieder. O Rudeli, wenn du schon nichts hast, und nichts zu erwerben weißt, trau auf den lieben Gott.

Rudeli.

O Großmutter, gewiß, gewiß will ich nicht mehr stehlen!

Mutter.

Nun so segne dich denn dein und mein Gott, auf den ich hoffe — er bewahre dich, du Lieber! (Sie drückt ihn an ihr Herz und weint.) Du mußt jetzt zum Maurer. Sag ihm, daß auch ich ihn um Verzeihung bitte. Rudi! geh mit dem Kleinen, sag, es sei mir leid, daß ich ihm die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; sag ihm, ich wolle Gott bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne; und du, Rudi, du wirst ihm einmahl einen Tag dafür arbeiten, damit er das Seine wieder erhalte.

Und eben da sie redete, klopfte der Vogt ans Fenster.

Die kranke Mutter erkannte den Vogt an seinem Husten und sagte: O Gott! Rudi — es ist der Vogt — gewiß ist das Brot und die Butter, woraus du mir die letzte Suppe gekocht hast, nicht bezahlt!

Rudi.

Um Gottes willen, es ist nichts daran gelegen; ich will ihm arbeiten, in der Ernte schneiden.

Mutter.

Ja, wenn er wartet.

Rudi geht aus der Stube zum Vogt, und die

Kranke seufzet tief, redet bei sich selber und sagt: Seit unserm Handel *) — Gott verzeihe ihm, dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah; o Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch an mein Fenster kommen und husten — es ist Gottes Hand! — daß ich ihm verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde, daß ich für seine Seele bete. Ich will es thun: Verzeih ihm, Vater im Himmel! verzeih ihm!

Sie hörte jetzt den Vogt laut reden.

O Gott! er ist zornig. O du armer Rudi — um meinetwillen kommst du unter seine Hände! — Sie sinkt in Ohnmacht.

Rudeli springt aus der Stube zum Vater. O Vater, die Großmutter ist todt!

Rudi.

Herr Jesus! Vogt, ich muß gehen.

Vogt.

Ja, es thut Noth! Es ist kein Unglück, wenn die alte Hexe einmahl todt ist.

Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Seine Mutter erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, fragte sie:

War er zornig? Er will dir gewiß nicht warten?

Und Rudi antwortete: Es ist nichts weniger, als was du meinest; es ist etwas Gutes.

Die Mutter sieht ihn ernstlich an, und sagt wehmüthig: Redest du die Wahrheit, Rudi? oder willst du mich nur sonst so trösten? Was ist es?

---

*) Er hatte durch seine Ungerechtigkeit den Rudi um ein Stück Landes gebracht.

Rudi.

Der Junker hat mich zum Tagelöhner im Kirchbau bestellt. Ich habe des Tages 25 Kreuzer und auf ein Jahr Arbeit.

Mutter.

Ists auch gewiß?

Rudi.

Ja, Mutter, ganz gewiß.

Mutter.

Nun, ich sterbe leichter, Rudi, daß du siehst deiner Kinder Brot. Mein Ende ist mir jetzt so leicht! Du bist gut, mein lieber Gott — sei bis an ihr Ende auch ihr guter Gott! — Glaub nur, Rudi, ewig fest:

Je größre Noth,
Je näher Gott.

Rudi.

Wie sollte ichs vergessen, Mutter? Ich will jetzt gehen, und dir das Laub in die Decke holen.

Mutter.

Das hat nicht Eil. Es ist, Gottlob! wieder wärmer. Geh jetzt mit dem Kleinen zu Leonor. —

Rudi winkt dem Betli aus der Stube, und sagt ihm: Betli, gieb auf die Großmutter Acht. Wenn ihr etwas begegnet, so schicke Rendli mir nach. Ich bin bei dem Maurer.

Da nahm er den Kleinen an die Hand, und ging mit ihm in die Hütte Leonor's.

Der war noch bei seiner Arbeit, und Gertrud allein zu Haus, als sie kamen. Diese sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinst du? Warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

O Gertrud! ich bin in einem Unglück. Aber du verzeihst mir.

Der Rudeli hat schon etliche Mahl aus Hunger von euren Erdäpfeln genommen. Endlich hats die Großmutter gemerkt, und er hats ihr bekannt, und sie schickt uns gleich, dich um Verzeihung zu bitten. Gertrud! sie ist auf dem Todbette, und bittet dich, daß du uns verzeihest! O Gott! wir können sie dir nicht wieder zurückgeben; aber ich will euch gern dafür arbeiten; verzeih uns!

Gertrud.

Schweig hievon, Rudi! Komm, du lieber Kleiner! versprich mir, daß du Niemand etwas mehr nehmen willst; (sie umarmt ihn) du hast eine brave Großmutter.

Rudeli.

Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr stehlen.

Gertrud.

Mein Kind! thue das nicht mehr. Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu's doch nimmer, Kind! auch, wenn dich hungert, nicht. Komm lieber zu mir, und wenn ich kann, will ich dir gern etwas geben.

Rudi.

Wills Gott, soll ihn der Hunger nimmer treiben, Frau! Ich habe jetzt bei der Kirche zu verdienen.

Gertrud.

Ich habs gehört, und es hat mich von Herzen gefreut.

Rudi.

Sag doch deinem Manne, ich wolle ihm treu und ehrlich arbeiten, früh und spät sein, und daß ich mir gern die Erdäpfel am Lohn abziehen lassen wolle.

Gertrud.

Rede nicht von dem, Rudi! Mein Mann hat, Gottlob! jetzt auch für ein Jahr Verdienst, und freut sich gewiß, wenns euch nur wohl geht. Aber ich muß mit dir zur alten Mutter, wenn sie so übel ist. —

Sie steckt dem Kleinen dürres Obst in die Tasche, und sagt ihm noch einmahl: O, Lieber! nimm doch Keinem etwas mehr; und geht dann mit Rudi heim.

Dieser nimmt noch etwas Laub unter einem Nußbaume, daß er auf dem Ofen trocknen, und dann damit seiner Mutter die Decke füllen will.

Gertrud wartet auf ihn ein wenig unter dem Baume; und von da gehen sie geschwind zur kranken Mutter.

Gertrud grüßt sie, nimmt ihr die Hand, und weint. Die Kranke sieht sie weinen.

Du weinst, Gertrud? Wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud.

Du gute Kathri! Gott wird die Deinigen für dein gutes Herz belohnen, und für die Sorge, die du für sie trägst.

Mutter.

Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud.

Schweig hievon. Könnte ich deine Leiden erleichtern, ich würde es gern thun.

Mutter.

Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir! Gott wird bald helfen. Rudeli! hast du sie um Vergebung gebeten? Hat sie dir verziehen?

Rudeli.

Ja, Großmutter; schau, wie gut sie ist! (Er zeigt ihr die Tasche voll dürren Obstes.)

Wie ich schlummere! (sagt die Großmutter). Hast du auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli.

Ja, Großmutter!

Mutter.

Und es ist dir Ernst?

Rudeli.

Gewiß, gewiß, Großmutter!

Mutter.

Wie mich ein Schlummer übernimmt! Es dunkelt vor meinen Augen. (Sie wendet sich hierauf zu Gertrud): Ich muß eilen . . . Ich kann fast nicht mehr . . . Wenn ich todt sein werde . . . Ger . . trud, o gönne diesen Kindern — dann — diesen verlassenen Kindern, dann . . . und wann auch ein gut Wort . . . sie sind so verlassen! — (Sie streckt die Hand aus, die Augen brechen). — Rudeli! folg' ihr — Gertrud, darf ichs hoffen? . . .

Sie entschlummerte; und sie ist nicht mehr aus diesem Schlummer erwacht.

Gertrud vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es Rudi. — Wie er jetzt, wie der Kleine die Hände zusammenschlagen, und ohne Trost . . . hinsinken; das bin ich nicht im Stande zu beschreiben.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm den letzten Wunsch, den die edle Mutter geäußert, und den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Treuherzig nimmt er ihre Hand: O Gertrud! wie mich die Mutter reuet; wie sie so gut war! daß sie noch an das dachte! — Willst du auch ihre Bitte erfüllen, Gertrud?

Gertrud.

Ja, Rudi; so viel ich kann, will ich daran denken.

Rudi.

Gott wird dir's lohnen.

Gertrud wandte sich um, sah gen Himmel — O Gott! laß mich die Bitte dieser Frau nie vergessen, sagt sie still bei sich selbst, nimmt hierauf den Rudeli und alle seine Geschwister, küßt sie mit warmen Thränen, besorgt die Todte, und geht dann wieder in ihre Hütte.

Leonor und Gertrud waren jetzt wieder in ihrer Hütte, und die Kinder liefen dem Vater und der Mutter entgegen, baten und riefen: Wir wollen doch geschwind unsere Letzchen *) wiederholen! Mutter, komm doch geschwind, daß wir bald fertig werden!

Gertrud.

Warum so eifrig heute, ihr Lieben? Thut es noth?

Kinder.

Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können — mit dem Abendbrot — gelt, Mutter, wir dürfen? — Du hasts uns gestern versprochen.

Mutter.

Ich will gern sehen, wie ihr die Letzchen brav könnet.

Kinder.

Aber wir dürfen dann, Mutter?

Mutter.

Ja, wenn ihr fertig sein werdet.

---

*) Das, was ein Kind zu lernen hat, heißt in der Schweiz sein Letzchen; soll so viel heißen, als Lection.

Die Kinder freuten sich herzlich, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut.

Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrot, und zwei Schälchen Milch — sie nahm den Rahm nicht ab davon, denn es war ein Festtag.

Und da die Kinder jetzt aßen, nahm sie auch das Gritteli an ihre Brust.

Jetzt, während des Essens, ist es eine Herzensfreude der Kinder, sich zu erzählen, wem ein jedes sein Brot geben wolle — Ich dem Rudeli, sagt das eine, ich dem Heinli, das andere, ich der armen Lise, ein drittes.

Keines ißt einen Mundvoll von seinem Brote, keines thut einen Brocken davon in seine Milch — sie essen alle die Milch ohne Brot — jetzt sind sie fertig. —

Noch liegt das Brot und das Messer neben der Mutter auf dem Tische, und Niklas schleicht sich vom Tische zu ihr hin: Du giebst mir doch noch einen Mundvoll Brot, Mutter?

Sie antwortet: Du hast schon, Niklas!

Niklas.

Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter.

Ich habe dirs nicht befohlen. Du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas.

Nein, ich wills nicht essen. Aber du giebst mir doch noch einen Mundvoll?

Mutter.

Nein, gewiß nicht.

Niklas.

Ei — warum nicht?

Mutter.

Damit du nicht meinst, man müsse nur erst dann, wenn man den Bauch voll hat, und nichts mehr mag, an die Armen denken. — Man muß, wenn man recht brav sein will, selber Hunger und Mangel leiden können, wo es Noth thut, dem Armen an die Hand zu gehen.

Niklas.

Ja, Mutter, ists darum?

Mutter.

Ja, Kind. — Aber giebst du es ihm jetzt doch ganz?

Niklas.

Ja, Mutter, gewiß, gewiß! Ich weiß, er hungert entsetzlich, und ich mag es wol erleiden bis um sechs Uhr: dann essen wir zu Nacht.

Mutter.

Ja, Niklas — und ich denke, er hat dann auch nichts.

Niklas.

Ja, weiß Gott! er hat dann gewiß nichts zu Nacht.

Mutter.

Siehst du, Niklas, ob es nicht der Mühe werth sei, sich zu überwinden und an seinem eigenen Munde etwas zu ersparen, damit man auch dann und wann dem Armen seine große Noth und sein Elend leichter machen könne? — (Thränen sind dem Niklas in den Augen.)

Mutter.

Und du, Lise, giebst deines auch ganz weg?

Lise.

Ja, gewiß, Mutter!

Mutter.

Und du, Eve, giebst auch du deines so weg?

Eve.

Ja, freilich, Mutter!

Mutter.

Und du, Jones?

Jones.

Das denk' ich, Mutter!

Mutter.

Nun, das ist brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jetzt auch anstellen? Es hat Alles so seine Ordnung, und wenn man es noch so recht meint, so kann man eine Sache doch ganz unrecht anstellen.

Niklas.

Ich will laufen, was ich vermag, und ihn rufen; ich wills nur nicht in die Tasche stecken, Mutter, daß er's geschwind hat. Laß mich doch jetzt gehen, Mutter!

Mutter.

Wart noch ein wenig, Niklas! — Du, Lise, wie willst du es machen?

Lise.

Ich will es nicht so machen, wie Niklas. Ich winke den Beteli in eine Ecke, und verstecke das Brot unter mein Tuch, und geb's ihm, daß es Niemand sieht, nicht einmahl sein Vater.

Mutter.

Und du, Eve, wie willst du es machen?

Eve.

Weiß ichs — wie ich den Heinli antreffen werde? Ich werds ihm geben, wie's mir dann kommen wird.

Mutter.

Und du, Jones, du kleiner Schelm! Du lachst? Du hast Tücke im Sinn; wie willst du es machen?

Jones.

Ins Maul stecke ichs ihm, mein Brot, Mutter!

wie du mir's machst, wenn du lustig bist. — Er muß mir die Augen zuthun, und das Maul auf — dann lege ichs ihm zwischen die Zähne. — Er wird lachen, Mutter, gelt! er wird lachen?

Mutter.

Das ist Alles recht, Kinder! Aber ich muß euch doch etwas sagen: ihr müßt das Brot den Kindern still und allein geben, daß es Niemand sehe, und man nicht meine, ihr wollet nach Ruhm haschen; denn das würde gar unartig sein.

Niklas.

Potz tausend, Mutter! so muß ich mein Brot auch in die Tasche thun.

Mutter.

Das versteht sich, Niklas!

Lise.

Ich habe mir das wol eingebildet, Mutter! und sagte es vorher — ich wollte es so machen.

Mutter.

Du bist immer die allerwitzigste, Lise; ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen — du thust also wohl, wenn du mich darum mahnst.

Lise erröthete und schwieg. — Da sagte die Mutter: Ihr könnt jetzt gehn, Kinder! Aber denkt an das, was ich euch sagte. Da gingen die Kinder.

Niklas läuft und springt, was er vermag, die Straße hinunter zu des Rudeli's Hause. Er trifft ihn nicht auf der Gasse an, hustet, räuspert sich, ruft ihm — aber er kommt nicht ans Fenster

Niklas sagt zu sich selber: Was soll ich jetzt machen? Soll ich in die Stube? Aber ich solls ihm allein geben; ich will doch gehn, und ihm nur sagen, daß er heraus auf die Gasse komme.

Der Rudeli saß eben mit seinen Geschwistern neben dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter, und der Vater und die Kinder redeten alle, mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die ihnen die Mutter in ihrem Leben erzeigt habe — und der Vater und der Rudeli weinten ob dem letzten Kummer der guten Frau, wegen der Erdäpfel, und versprachen vor dem offenen Sarge der Großmutter ihrem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, irgend einem Menschen mehr etwas zu stehlen.

Niklas öffnet eben die Thür, sieht die Gestorbene, erschrickt und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sah, denkt, Leonor wolle ihm etwas sagen lassen, läuft dem Knaben nach, und fragt ihn, was er wolle?

Nichts, nichts, antwortete Niklas; nur mich mit dem Rudeli lustig machen, hätte ich wollen — aber er betet jetzt.

Rudi.

Das macht nichts; er ist bald fertig, wenn du zu ihm willst.

Niklas.

Laß ihn doch auf die Gasse.

Rudi.

Es ist ja so kalt auf der Gasse; komm zu ihm in die Stube.

Niklas.

Ich mag nicht, Rudi; laß ihn nur auf einen Augenblick hinunter.

Rudi.

Ich mags wol leiden.

Niklas ging jetzt mit dem Rudi bis an die Stu-

benthür, und rief dem Rudeli: Komm doch einen Augenblick mit mir auf die Gasse!

Rudeli.

Ich mag jetzt nicht. Man nimmt mir sie ja fort, dann komme ich nicht mehr zu ihr in meinem Leben.

Niklas.

Nur einen Augenblick!

Rudi.

Geh doch einen Augenblick, und sieh, was er will.

Der Rudeli geht zu ihm hinaus. Niklas steckt ihm das Brot in die Tasche und läuft fort.

Der Rudeli ruft ihm nach: Danke doch deinem Vater und deiner Mutter!

Niklas kehrt sich um, und sagt: Schweige doch, es muß es niemand wissen; und läuft wie ein Pfeil um die Hausecke herum.

Lise ging indessen allgemach in ihrem Schritte ins obere Dorf zu des Marren Beteli — er stand eben am Fenster.

Lise winkt ihm, und er schleicht still aus der Stube zu ihr hinunter.

Lise.

Du, ich habe dir da Brot.

Beteli

(streckt zitternd die Hand danach).

Du bist gut, Lise! Es hungert mich — aber warum bringst du mir jetzt Brot?

Lise.

Weil du mir lieb bist, Beteli! Wir haben jetzt genug Brot; mein Vater muß die Kirche bauen.

Beteli.

Meiner auch.

Lise.

Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Beteli.

Das ist gleichviel, wenns nur Brot giebt.

Lise.

Habt ihr großen Hunger leiden müssen?

Beteli.

Ach! wenns nur jetzt besser wird!

Lise.

Was habt ihr zu Mittage gehabt?

Beteli.

Ich darfs nicht sagen.

Lise.

Warum nicht?

Beteli.

Wenns der Vater vernähme, es würde mir —

Lise.

Ich würde es ihm dann gerade auch sagen; du Närli!

Beteli nimmt ein Stück ungekochte Rüben aus dem Sack, und sagt: Sieh da, Lise!

Lise.

Herr Jesus! sonst nichts?

Beteli.

Nein, weiß Gott! jetzt schon zwei Tage.

Lise.

Und du darfst das niemand sagen, und von niemand was heischen?

Beteli.

Ach Gott! wenn er wüßte, was ich dir jetzt gesagt, wie würde es mir gehen!

Lise.

Aber warum sollst du es denn nicht sagen?

Beteli.

Weil das so aussehen würde, als wenn wir betteln wollten; und das sollen wir nicht.

Lise.

Nun, so iß doch das Brot, eh du wieder hinein mußt.

Beteli.

Ja, ich muß bald gehn, sonst fehlts —

Er ißt das Brot, und eben öffnet der Marx die Thür.

Beteli schluckt erschrocken den ungekaueten Bissen hinunter, und die Lise läuft geschwind davon.

Eve trifft den Heinli unter seiner Hausthüre an, und sagt ihm: willst du Brot?

Heinli.

Ja, wenn du was hast.

Eve giebts ihm, er dankt, und Eve geht wieder fort. Der Jones aber schleicht um Michels Haus herum, bis das Bäbeli ihn sieht und herabkommt. Was machst du da, Jones? sagt Bäbeli.

Jones.

Ich möchte etwas Lustiges machen, Bäbeli!

Bäbeli.

Ich will mit dir etwas Lustiges machen.

Jones.

Wenn du thust, was ich will, so geht es gewiß lustig.

Bäbeli.

Was denn?

Jones.

Thu's Maul auf und die Augen zu!

Bäbeli.

Ja, du thust mir etwas Wüstes ins Maul.

Jones.

Nein, das thue ich nicht, Bäbeli, gewiß nicht!

Bäbeli.

Ja, aber wenn du ein Schelm bist!

Es thut die Augen ganz zu; flugs schiebt ihm Jones das Brot in den Mund, und läuft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brot aus dem Munde und sagt: das war lustig; — sitzt nieder und ißts.

Nun waren Leonor's Kinder alle wieder heim.

Sie erzählten dem Vater und der Mutter, wie es ihnen gegangen war, und waren sehr munter; Lise allein erzählte wenig, und war nicht munter.

Und nun betete Gertrud mit ihren Kindern, gab ihnen ihr Nachtessen, und begleitete sie zur Ruh. —

Gertrud und Leonor lasen noch eine Stunde in der Bibel und im Gebetbuche — und es war ihnen wohl am Abend des heiligen Festes.

Lied einer Schnitterinn.

Laß dich schneiden, laß dich schneiden,
  Ernte, reif und warm;
Sieh, ein Mädchen voller Freuden
  Sammelt dich in Arm!

Daß sich Fleiß und Arbeit nähre,
  Reift dich Sonnenstrahl:
Falle, falle, goldne Aehre!
  Alles fällt einmahl.

Abends bind't man dich in Garben,
Führt dich jauchzend heim;
Menschen kamen auch und starben;
Alles kehret heim.

Einst auch fall' ich Schnittermädchen
So dahin, dahin —
Und es regt sich wol kein Blättchen,
Daß ich nicht mehr bin.

Aber Frühlingsodem wehet
Ueber Grab und Flur,
Und aus todter Hülle gehet
Schönere Natur.

Falle, falle, goldne Aehre,
Reif vom Sonnenstrahl:
Trink zur Letze diese Zähre,
Unter Sang im Thal.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbers werth gemacht,
Floh einstens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und wurde von dem frommen Mann
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen;
Doch Beider Tod war nah.

Ach, fing der Reitknecht an,
Werd' ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe, leider! nichts gethan,
Als meines Herren Vieh getreu in Acht genommen,
Ich armer, ich unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekriegt,
In sieben Schlachten stets gesiegt,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Einsiedler sah drauf den Helden kläglich an,
Und sprach: Warum habt ihr denn alles dies gethan?

Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Und, was ich bin, ein Held zu sein.

O, fiel der alte Mann ihm ein,
Deßwegen mußtet ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' euch, laßt's euch nicht verdrießen,
Ich sag' es euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als ihr, gethan.

Betrachtung über einen Vogel.

Ich beobachtete neulich aus meinem Gartenhause ein Vögelchen, das sich, innigst vergnügt, auf den Rand eines Blumentopfs, unter einem blühenden Pomeranzenbaume, niedersetzte.

Unwissend, daß es in seiner Einsamkeit belauscht wurde, überließ es sich allen den Empfindungen, welche Unschuld, Sicherheit und die wirksame Kraft der schönen Natur in allen empfindsamen Wesen erwecken.

Es sonnte seine Flügel in den erquickenden Strahlen der Morgensonne, haschte ein vorbeieilendes Würmchen, hüpfte vor Freuden von einer Seite des Randes auf die andere, und ergetzte sich an noch einem Vogel seiner Art, der unten zu seinen Füßen auf dem Erdboden im zarten Triebsande hackte, und entweder einer seiner Gespielen, eins seiner Kinder, oder vielleicht gar seine Gattinn sein mochte.

Nach ungefähr fünf Minuten flog es aus diesem engen Bezirke eines kleinen Gartens wieder in die weiten Grenzen der Natur, zu seiner eigentlichen Bestimmung, um unter unzähligen Freuden sein schuldloses Leben fortzusetzen.

Mir kam dieser kurze Aufenthalt des Vogels, auf dem Rande einer zerbrechlichen Scherbe, als die kurze Wallfahrt der Menschen in diesem Leben, und der weite Raum der ganzen Natur als die Ewigkeit vor.

Wie manche Annehmlichkeit genießen wir schon auf der Scherbe, die wir hier bewohnen! Aber wie viel tausend Herrlichkeiten mehr werden wir dann schmecken, wann sich unsre Seele, durch einen raschen Flug, in die höhern und unermeßlichen Kreise der Ewigkeit erheben wird!

Gespräch zwischen Vater und Sohn.

Sohn.

Schon wieder Tag und Nacht gleich! Es ist doch kaum ein halbes Jahr, da Sie mir sagten, wir hätten heute

das Aequinoctium oder die Nachtgleiche*). Der längste und kürzeste Tag kommen doch jährlich nur einmahl.

Vater.

Wunderlicher Knabe! Eben davon kommts, daß Tag und Nacht jährlich zweimahl gleich sind. Vom kürzesten Tage bis zum längsten muß solches einmahl, und vom längsten bis zum kürzesten Tage wieder einmahl, und also jährlich zweimahl erfolgen.

Sohn.

Bin ich nicht albern gewesen! Ja, wenn ein Jahr nur vom kürzesten bis zum längsten Tage dauerte, so hätten wir auch nur einmahl Nachtgleiche.

Vater.

Laß dir deine unbedachtsame Frage nicht leid sein; du kannst etwas sehr Nützliches dabei lernen.

Sohn.

Was denn?

Vater.

Das menschliche Leben hat Glück und Unglück. Wir wollen das Glück als die längern, das Unglück hingegen als die kürzern, traurigen Tage ansehen, die Zeit aber, die ohne großes Glück und Unglück, d. i., die auf eine sanfte Art in stiller Zufriedenheit hinfließt, als Tage der Nachtgleiche betrachten. Diese letzten werden sich also in deinem Leben gegen jene, wie zwei zu eins, verhalten. Grund genug zur dankbaren Anbetung der Vorsehung für das wohlthätige Geschenk deines Lebens.

---

*) Die Zeit im Jahre, da Tag und Nacht einander völlig gleich sind, indem der eine wie der andere gerade nur 12 Stunden dauert.

Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeiten dieser Welt.

Jeannot und Colin lernten Beide zu gleicher Zeit Lesen bei dem Schulmeister eines Dorfes in Frankreich.

Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleseln handelte; Colin hingegen verdankte sein Dasein einem braven Ackersmanne.

Diese beiden Knaben liebten sich sehr, und nur dann sah man sie recht vergnügt, wenn sie beisammen waren, mußten sie sich aber trennen, so war's ihnen Beiden so bange ums Herz, daß man sie oft mit Thränen von einander scheiden sah.

Ihre Schuljahre waren beinahe verflossen, als der Schneider dem Jeannot ein Kleid von Sammet, mit einer goldgestickten Weste, und einen Brief von seinem abwesenden Vater brachte, der zur Ueberschrift hatte: An den jungen Herrn von Jeannotière.

Colin bewunderte das schöne Kleid, und war ganz und gar nicht eifersüchtig darüber; aber Jeannot machte, von der Zeit an, ihm ein vornehmes Gesicht, und darüber betrübte sich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot sich gar keine Mühe mehr, etwas zu lernen, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und fing an — o der Unverständige! — alle andere Leute gegen sich gering zu schätzen.

Einige Zeit danach kam ein Kammerdiener in einem halben Postwagen, mit einem zweiten Briefe: An den jungen Herrn Marki von Jeannotière an.

Dieser Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn, nach Paris zu kommen.

Jeannot stieg in die Kutsche, in dem er mit vor-

nehmer Miene dem armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihn seiner Gnade versichern wollte.

Colin fühlte sein Nichts, und weinte. Jeannot fuhr in aller Pracht seiner neuen Herrlichkeit davon.

Du wirst nicht wissen, lieber junger Leser, woher diese plötzliche Veränderung gekommen sei. Höre also an.

Jeannot, der Vater, hatte durch allerlei Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zusammengebracht. Er kaufte sich bald darauf in den Adelstand, und da hieß man ihn denn den Herrn von Jeannotière.

Er kaufte sich bald darauf ein Markisat; und von der Zeit an hieß er der Marki von Jeannotière.

So standen nun die Sachen, da er seinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotière, zu sich kommen ließ.

Colin liebte seinen erhöheten Freund noch eben so zärtlich, als zuvor; er schrieb ihm einen Glückwunschbrief, aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Marki von Jeannotière wollte nun seinem Sohne eine glänzende Erziehung geben, aber seine Frau Gemahlinn wollte nicht zulassen, daß er Latein lerne; denn, sagte sie, es werden ja nur Französische Opern und Komödien gespielt.

Man wollte ihm die Erdbeschreibung lehren, aber die Frau Markisinn sprach: Wozu das? Die Postknechte werden den Weg nach seinen Gütern wol ohne ihn zu finden wissen.

Man redete davon, daß er die Geschichte lernen müsse. Possen! antwortete die Frau Markisinn; wenn er nur weiß, was sich an jedem Tage in Paris zuträgt

was braucht er sich um die vergangenen Zeiten und um andere Länder zu bekümmern?

Aber ein wenig Rechenkunst, meinte der Herr Marki, könnte dem jungen Herrn doch wol nicht schaden!

Gehen Sie! antwortete die Frau Markisinn; wozu wird er denn einen Homme d'Affaires*) halten, wenn er seine Ausgaben und Einnahmen selbst berechnen soll?

Da sich nun also der junge Herr mit nichts, als mit seinem Putze zu beschäftigen hatte, so war es sehr natürlich, daß der Müßiggang ihn bald in Ausschweifungen und Laster stürzte.

Er verschwendete große Summen, um sich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in seiner wüsten Seele nur Ueberdruß, Ekel und Reue zurückließen, indeß seine unverständigen Aeltern eben so viel daraufgehen ließen, um für Leute von Stande gehalten zu werden.

Eine junge Witwe von Stande, die nur wenig Vermögen besaß, faßte den großmüthigen Entschluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotière sich selbst zuzueignen, und in dieser Absicht den jungen Marki zu heirathen.

Der Marki und die Markisinn, welche von den Gesinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget waren, schätzten sich glücklich, mit einer so vornehmen Familie in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorschlag mit beiden Händen an.

Schon war der Tag zur Hochzeit festgesetzt, schon

---

*) Einen Mann, der seines Herrn Hauswesen besorgen, und Rechnung darüber führen muß, mit einem Worte, einen Haushofmeister.

nahm der junge Marki die Glückwünschungen bei seiner künftigen Gemahlinn an, als plötzlich der Kammerdiener seiner Frau Mutter ganz außer Athem ins Zimmer trat.

Was giebts? rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was Sie sich wol nicht haben träumen lassen. Die Gerichtsbedienten leeren das Haus Ihres Herrn Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen sich aller seiner Habseligkeiten, und man spricht sogar von Gefängniß. Ich für meinen Theil eile zurück, um mich für meine Dienste bezahlt zu machen.

Ich muß doch sehen, sagte der junge Marki, was das ist, wovon der Kerl träumt.

Ja, gehen Sie, erwiederte die Dame, und setzen Sie den unverschämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geschwind, Marki!

Der Marki lief, kam an, und fand, daß sein Vater schon in Verhaft genommen war. Alle Bedienten waren davongelaufen, und hatten, so viel sie konnten, mit sich genommen.

Er fand seine Mutter ganz allein, ohne Beistand, ohne Trost, weinend über ihre vorigen Thorheiten und über ihr jetziges Elend.

Verzweifeln Sie nicht, rief ihr der junge Marki zu; meine Braut liebt mich unaussprechlich. Sie ist großmüthig, und wird ihnen mit ihrem Vermögen beispringen. Ich eile, sie herzubringen.

Er ging; aber wie erstaunte er, da die falsche Geliebte ihn folgendermaßen empfing:

Wie, Herr Marki! sind Sie's? Was wollen Sie hier? Ists recht, seine Mutter so im Stiche zu lassen? Geschwind kehren Sie wieder zurück! Sagen Sie ihr,

daß ich ihr immer noch recht gut bin, daß ich eine Kammerfrau nöthig habe, und daß ich sie allen Andern vorziehen werde.

Der Marki stand wie versteinert da; mit dem bittersten Unwillen blickte er auf sie herab, verließ sie, und eilte nach Denen, welche seines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deßwegen für die wärmsten Freunde seiner Familie hielt.

Diese empfingen ihn mit erzwungener Höflichkeit, versprachen ihm zu dienen, ließen ihn aber leer von sich gehen.

Einige Zeit nachher schienen sie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zustand des armen Marki war jetzt der kläglichste von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geschicklichkeit, sich seinen Unterhalt zu erwerben, was sollte er anfangen?

Indeß er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirrt, sieht er einen alten, schwerbepackten Reisewagen, mit ledernen Vorhängen, langsam herbeirollen, und hinter ihm vier eben so schwer beladene Lastwagen.

In der alten Reisekutsche saß ein junger, grob gekleideter Mann, mit einem runden, frischen Gesichte, aus welchem Gefälligkeit und Freude strahlten.

Sein kleines, braunes Weibchen, eben so grob gekleidet, als er, saß neben ihm.

Der Zug ging langsam genug, um dem reisenden Manne Zeit zu lassen, den schwermuthsvollen Marki mit Gemächlichkeit zu betrachten.

Himmel! rief er plötzlich aus, was sehe ich? Ist das nicht Jeannot? Ja, wahrhaftig, er ists, er ists!

Mit diesen Worten that der kleine runde Mann einen

Satz aus dem Wagen, und hing seinem alten Freunde schon am Halse, ehe dieser noch einmahl die Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehn.

Jetzt erkannte er ihn, es war — Colin! Thränen der Reue und der Scham benetzten sein Gesicht; er war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Du bist mir untreu geworden, sagte Colin, aber sei du immer großer Herr, so viel du willst, ich werde dich dennoch lieb behalten.

Jeannot, gerührt und beschämt, erzählt ihm einen Theil seiner Geschichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närrchen, sagte Colin, im Gasthofe sollst du mir das Uebrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen; wir speisen diesen Mittag zusammen.

Alle Drei gehen jetzt zu Fuß voran, das Gepäck folget ihnen nach.

Wem gehört denn alle diese Geräthschaft? fragte Jeannot. Ist sie die deinige?

Ja, erwiederte Colin; Alles mein und meiner Frau. Wir kommen so eben aus der Provinz. Ich bin der der Vorsteher einer großen Schmelzhütte.

Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmannes geheirathet; wir arbeiten viel, und Gott segnet uns. Wir haben unsere Art zu leben nicht geändert, sind glücklich, und wollen gern unserm Freunde Jeannot helfen.

Aber du mußt nicht mehr Marki sein; hörst du? Glaube mir, ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt.

Du sollst mit mir nach unserm Vaterlande ziehen, da will ich dir mein Handwerk lehren, welches nicht schwer zu lernen ist. Dann sollst du mein Gehülfe wer-

den, und wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben.

Jeannot war außer sich; er fühlte eins ums andere, Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Scham, und sagte zu sich selbst:

Alle meine Freunde aus der sogenannten schönen Welt haben mich im Stiche gelassen, und dieser Colin, den ich Unverständiger verachtete, kommt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft!

Colin merkte, daß das Schicksal des Vaters seinem Freunde am Herzen lag, und sagte daher:

Für deine Mutter soll sogleich gesorgt werden, und was deinen Herrn Papa betrifft, so verstehe ich mich ein wenig auf Rechtshändel, und ich mache mich anheischig, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreien.

Wirklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen seiner Gläubiger zu erlösen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebst seinen Aeltern, in ihr gemeinschaftliches Vaterland; ihre Titel ließen sie zurück, und fingen an, ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heirathete Colins Schwester, die von eben so zufriedener Gemüthsart war, und eben so einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte sie also ihren Gatten glücklich machen.

Aeltern und Sohn waren nunmehr überzeugt, daß das Glück der Menschen nicht in Eitelkeit, sondern in einem mäßigen, arbeitsamen und tugendhaften Leben besteht.

Wohl dem jungen Menschen, der dies frühzeitig aus ihrem Beispiele lernt!

Ueber die Sparsamkeit der Natur.

Auf daß nichts umkomme! Ohne Zweifel ist dieser Grundsatz eine von den unzählbaren Absichten gewesen, die der Schöpfer bei der Einrichtung der Welt vor Augen hatte.

In tausend Fällen offenbaret sich die Sparsamkeit der Natur. Es ist nichts so geringe, nichts so abgenützt, was in dem großen Reiche Gottes nicht noch zu irgend Etwas gut wäre.

Ich ward an einem, von Tannenholze verfertigten und schon etliche Jahre gebrauchten, Nelkenstabe gewahr, daß seine ganz graue und mürbe gewordene Oberfläche an vielen Orten bis auf das durchscheinende frischere Holz benagt war.

Indem ich über die Ursache dieser Wirkung nachsann, sah ich eine Wespe, die um den Stock herumflatterte.

Ich wollte sie fortscheuchen; aber alsobald fiel mir ein, daß einst Réaumur*) den Wespen an den Fensterrähmen ihr Kunststück abgesehen, wie sie von den mürben Holzspänchen die Materie zum Bau ihrer Nester bereiten.

Ich ließ sie also ganz ungestört, und sie machte mir die Freude, ihre Arbeit vor meinen Augen fortzusetzen. In der Zeit von einer halben Minute hatte sie an mehr als einem Orte verschiedene Stellen des Holzes benagt, und nachdem sie diese zarten Spänchen in ihrem Munde gesammelt hatte, flog sie davon.

Die graue, löschpapierartige Hülle also, womit die

*) Ein Mann, der die Natur fleißig beobachtete.

ses Geziefer, auch die größern Hornisse, ihre Nester umgeben, und woraus sie selbst auch ihre Zellen bereiten, ist von solchem, dem Moder nahen Holze verfertiget, das sie mit einem kleberichten Safte, den sie bei sich haben, eben so künstlich, als die Papiermüller, zu einem für sie so brauchbaren Gewebe machen.

Nachdem die Farbe des Holzes, oder der Baumrinde beschaffen ist, nachdem fallen auch ihre Nester aus. Ich habe große Hornissennester gesehen, die von hell- und dunkelbraunem Baste mit wellenförmiger Verschattung so artig gebauet waren, daß es jeden Beschauer in Verwunderung setzte.

Was also der Mensch nicht mehr nützen kann, das gebraucht die Natur oft noch zu großen Absichten, und hat es ganzen Familien von Geschöpfen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse angewiesen — auf daß nichts umkomme!

Die muthige Freundschaft.

Zwei Reisende, der Eine ein Spanier, der Andere ein Franzose, hatten Beide das Unglück gehabt, in die Sklaverei zu Algier zu gerathen. Der Erste hieß Antonio, Roger der Andere.

Zufälliger Weise wurden Beide zu einerlei Arbeiten gebraucht.

Freundschaft ist die beste Trösterinn der Unglücklichen. Antonio und Roger waren durch die engsten Bande derselben verknüpft, und genossen in der traurigsten Lage ihrer ganzen Süßigkeit.

Sie klagten sich einander ihre Noth, und trösteten

sich wechselsweise. Sie unterhielten sich während der Arbeit von ihren beiderseitigen Familien, von ihrem Vaterlande, und von der Freude, die sie empfinden würden, wenn sie jemahls das Glück haben sollten, wieder frei zu werden.

Dann weinte jeder seinen Schmerz über ihr gegenwärtiges Elend an des andern Busen aus, und die Erleichterung, die sie danach fühlten, machte sie stark genug, ihre Ketten und die mühseligen Arbeiten, die man ihnen auferlegte, mit Geduld zu ertragen.

Sie arbeiteten aber an der Anlegung eines Weges, der durch felsiges Gebirge geführt werden sollte.

Eines Tages hielt der Spanier in seiner Arbeit ein, ließ seine ermatteten Arme sinken, und warf einen aufmerksamen Blick nach dem Meere hin.

Plötzlich fiel er seinem Freunde um den Hals, und rief mit Entzücken aus: Siehst du, Lieber, dort am fernen Gesichtskreise ein Schiff erscheinen?

Roger sah hin, nahm das Schiff in der Ferne wahr, konnte aber doch noch nicht begreifen, warum sein Freund darüber so außer sich vor Freuden war. Er fragte ihn also darum, und Antonio antwortete:

Dieses Schiff ist hoffentlich ein kristliches. Nach seinem Laufe zu schließen, wird es nahe bei dieser Küste vorbeisegeln, und aller Wahrscheinlichkeit nach hier nicht vor Anker gehn.

Roger. Nun?

Antonio. Wenn es nun dieser Küste gegenüber sein wird, so stürzen wir uns von dieser Felsenspitze hinab ins Meer, schwimmen nach dem Schiffe hin, und dann, du Theurer, dann hat unser Elend ein Ende! Wir werden frei sein, und in kurzen unser Vaterland, unsre Aeltern, unsre Freunde wiedersehen.

Hier stürzte er sich seinem Freunde abermahls in die Arme, und benetzte mit Freudenthränen seine Wangen.

Aber Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. Er sagte nur:

Wenn du dich retten kannst, mein Lieber, so werde ich mein eigenes Elend künftig ruhiger ertragen!

Antonio. Wie meinst du das, Roger?

Roger. Ich selbst werde dich nicht begleiten können, werde allein zurückbleiben müssen.

Antonio. Ich verstehe dich nicht.

Roger. Wie könnte ich mit dir hinabspringen, da ich niemahls schwimmen gelernt habe?

Antonio. So habe ichs gelernt! An meinem Gürtel sollst du dich halten. Die allgewaltige Freundschaft wird meine Nerven stärken; ich werde dich und mich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten in Stande sein.

Roger. Das wirst du nicht. Unmöglich kann ich zugeben, daß du dich der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussetzest.

Antonio. Gesetzt nun auch, ich unterläge der Größe unsers kühnen Unternehmens; ists denn nicht besser, wir sterben Beide in Einem Augenblicke, als daß der Eine im Elende zurückbleibt, und daß dem Andern, durch die stete Erinnerung daran, sein ganzes Leben verbittert werde? — Aber wozu diese ängstlichen Besorgnisse? Unsere Freundschaft wird, wie gesagt, mich stärken, und mich fähig machen, mit meinen wohlgeübten Kräften Wunder zu thun. Aber ich merke, daß unsere Henker uns beobachten; wir müssen uns trennen, Lieber; wenn das Schiff nahe genug ist, bin ich wieder bei dir.

Mit diesen Worten verließ er ihn.

Sein Freund fühlte die heftigsten Gemüthsbewegungen. Liebe zur Freiheit, und sehnsuchtsvolles Verlangen, seine Aeltern wiederzusehen, riethen ihm, das großmüthige Anerbieten seines Freundes anzunehmen. Aber der Gedanke an die gedoppelte Lebensgefahr, die derselbe zu seiner Rettung übernehmen müßte, machte ihn schaudern.

Nein, nein, sagte er endlich zu sich selbst, und wäre deine Drangsal noch einmahl so groß, als sie wirklich ist, und wäre auch alle Hoffnung, aus diesen Ketten erlöset zu werden, auf immer verschwunden, so sollst du doch nicht zugeben, daß dein Freund um deinetwillen sein edles Leben wage.

Antonio werde glücklich, wie er es zu sein verdient. Ich will bleiben, will leiden, bis der Tod meinem unglücklichen Leben ein Ende machen wird.

So Roger. Indeß durchschnitt das herannahende Schiff mit günstigem Winde die Wellen, und nach einigen Stunden war es dem Orte, wo die beiden Freunde ihre Sklavenarbeit verrichteten, meist gegenüber.

Antonio bemerkte es; zum Glück hatten seine harten Aufseher sich etwas entfernt; er nützte diesen Augenblick, flog zu seinem Freunde, und sprach:

Jetzt, lieber Roger, ist es Zeit! Deine Hand, und dann auf immer fort von dieser verhaßten Küste!

Roger. Nein, mein Freund; nie werde ich mich entschließen, in dein großes Anerbieten zu willigen. Auf, Bester, rette dich allein, und erinnere dich in glücklichen Stunden an unsere Freundschaft.

Mit diesen Worten fiel er dem Antonio in die Arme, und vergoß einen Strom von Thränen.

Antonio. Du weinst, Roger? Nicht Thränen. Muth und geschwinde Entschließung haben wir nöthig,

Widersetze dich nicht länger. Noch ein paar Minuten, und wir sind auf immer verloren. Wähle, Freund: entweder laß dich von mir führen, oder ich stürze mich vor deinen Augen von diesem Felsen in die tiefe Kluft hinab, um meinem Leben ein Ende zu machen.

Roger wirft sich ihm zu Füßen, will noch einmahl ihm Vorstellungen machen; aber Antonio blickt zärtlich auf ihn nieder, hebt ihn auf, umschlingt ihn mit seinem Arme, erreicht in vollem Laufe den Gipfel des Berges, und stürzt sich getrost mit ihm hinab in die schäumenden Wogen.

Beide gehen zu Grunde, bald aber erscheint der Spanier wieder auf der Oberfläche, und mit ihm sein Freund, den er im Herabspringen beschworen hatte, sich fest an seinem Gürtel zu halten.

Antonio rafft alle seine Kräfte zusammen, und arbeitet mit unglaublicher Anstrengung dem Schiffe entgegen.

Zum Glück bemerkte man den Vorfall auf dem Schiffe, doch ohne zu wissen, was er zu bedeuten habe.

Aber auch den Aufsehern der beiden Entronnenen bleibt ihre Flucht nicht verborgen. Sie springen plötzlich in ein Boot, um die Flüchtlinge wieder einzuholen.

Antonio bemerkt die Gefahr, und verdoppelt sein Bestreben, den Nacheilenden zu entgehen. Auch Roger hat sich umgesehen, und da er an der Möglichkeit, den Nacheilenden zu entrinnen, verzweifelt, so ruft er seinem Freunde zu:

Rette dich, Lieber; ich erschwere dir deine Arbeit!

Mit diesen Worten läßt er den Gürtel fahren, und sinkt hinab in den Abgrund des Meers, Antonio ihm nach, ergreift ihn, da er eben den Geist aufgeben will, und Beide bleiben eine Zeit lang unsichtbar.

Das nacheilende Boot hält an, ungewiß, wo die beiden Schwimmer geblieben sind.

Unterdeß hatte man auch von dem Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran.

Nach einer kurzen Zeit erscheint der Spanier wieder mit seiner geliebten Beute auf den Wellen, und Diejenigen, welche zu seiner Rettung abgesandt waren, eilen um desto mehr, sie zu erreichen.

Aber nun sind Antonio's Kräfte ganz erschöpft. Er hört, daß man aus dem Boote ihm zuruft, faßt noch einmahl Muth, kämpft, ermattet von neuen, und ist eben in Begriff, zu versinken, als das Boot herbeischwankt, und ein hülfreicher Arm seinen und seines Freundes Untergang verhindert.

Man zieht Beide über Bord — den Roger als einen schon Verschiedenen, Antonio als einen, der so eben verscheiden will, und in dem nur noch so viel Leben ist, daß er ausrufen kann: Helft meinem Freunde! Ich sterbe!

Mit diesen Worten fällt er ohnmächtig nieder.

Man sucht Beiden zu helfen. Roger kehrt zuerst ins Leben zurück; aber wie groß war sein Schrecken, da er Den, der ihm das Leben erhalten hatte, erblaßt zu seinen Füßen liegen sah!

Er stürzte sich auf den erstarrten Leib des Geliebten, und erfüllte die Luft mit seinen Wehklagen.

Der gütige Himmel erbarmte sich seines Jammers, und neue Lebenskraft fing an, sich in dem erblaßten Körper des Edlen zu regen, der mit seiner Großmuth sich hingeopfert hatte für seinen Freund.

Antonio that einen Seufzer, und Roger erhob ein lautes Freudengeschrei.

Man verdoppelte die Bemühungen mit Reiben und

Erwärmen, bis der Erstarrte endlich wieder seine Augen öffnete.

Seine Blicke suchten Roger. Sie fanden ihn, und dieser erfreuliche Anblick vollendete seine Wiederkehr ins Leben.

Beide hielten einander fest umschlungen, und benetzten Einer des Andern Angesicht mit süßen Freudenthränen.

So langten sie bei dem Schiffe an. Ihre tugendhafte Freundschaft flößte den härtesten Matrosen Ehrfurcht ein. Man beeiferte sich um die Wette, ihnen zu dienen, und in kurzer Zeit waren Beide völlig wieder hergestellt.

Beide kamen nach einer glücklichen Fahrt gesünd und wohlbehalten in ihrem Vaterlande an, der Spanier zu Kadix, der Franzose zu Bordeaux.

Ihre Trennung war die schmerzlichste, aber verminderte im geringsten nicht ihre gegenseitige Zärtlichkeit.

Sie blieben die treusten, innigsten Freunde bis in den Tod, und ersetzten, so lange sie lebten, das Vergnügen eines persönlichen Umganges durch einen liebevollen Briefwechsel.

Betrachtung bei einem Bache.

Murmelnder Bach! deine unzähligen Krümmungen sollen mir heute nicht ohne Nutzen in die Augen fallen.

Woher kommts doch, daß du deinen Lauf nicht in gerader Linie fortsetzest? Der erste kleine Anstoß gab dir ohne Zweifel eine unmerkliche schräge Richtung; diese verursachte an dem gegenseitigen Ufer einen stär-

kern Stoß, und beförderte endlich das unaufhörliche Zickzack, das du in deinem Wege bildest.

Hüte dich, murmelst du mir also gleichsam zu, vor der ersten auch nur geringen Abweichung von dem geraden Wege der Tugend.

Ein einziger Fehltritt zieht in der Folge unzählige Krümmungen nach sich, die endlich gar nicht wieder ins Gleiche gebracht werden können.

Henriette.

Eine Kindergeschichte.

Henriette war ein kleines Mädchen von zehn Jahren, weder vorzüglich schön, noch von reichen Aeltern geboren, aber von sehr zufriedenem und fröhlichen Geiste, und von sehr gutem Herzen.

Alles Schöne, was in des lieben Gottes Welt verbreitet liegt, sah das gute Mädchen als sein Eigenthum an; aber keine Freude war ihm schmackhaft, die es nicht mit irgend einer andern Seele theilen konnte.

Nicht weit von ihrem väterlichen Gütchen — es war auf dem Lande — lebte ein sehr reicher Beamter, der vier Kinder hatte. Das älteste davon, eine Tochter, war ein Jahr älter, und die andern drei, jünger als Henriette.

Sie hatte lange davon gehört, daß diese Kinder zwar Alles, was man gewöhnlich zu den Bequemlichkeiten des Lebens rechnet, im größten Ueberflusse hätten, dabei aber so traurige, verdrießliche, übellaunige kleine Geschöpfe wären, daß alle ihre Gespielen sich nachgerade von ihnen entfernt, und selbst verschiedene Hofmeister und

Hofmeisterinnen darum ihren Abschied genommen hätten.

Henriette, die, wie gesagt, so gern überall die Freude verbreiten mochte, die sie selbst empfand, und so etwas gar nicht begreifen konnte, bat ihren Vater so inständig, ihr doch Eingang bei diesen Kindern zu verschaffen, daß er sich endlich die Erlaubniß dazu von dem Amtmann ausbat.

Der Amtmann war so unglücklich, seit einigen Jahren keine Frau mehr zu haben, und seine vielen Geschäfte hielten ihn ab, sich um die Erziehung seiner Kinder, wie er's gern gewollt hätte, zu bekümmern.

Wie traurig war's also, daß er, so oft er bei der Mahlzeit, oder in irgend einer andern müßigen Stunde, sich bei seinen Kindern zu erholen dachte, nichts als verdrießliche, störrige Gesichter sah, und nichts als ewige Zänkereien hören und schlichten mußte!

Er suchte diesem Uebel manchmahl durch Geschenke neuer und kostbarer Spielsachen abzuhelfen; aber zu seinem noch größeren Mißvergnügen wurden diese die mehrste Zeit nur die Veranlassung zu neuen Zänkereien. So gewiß ists, daß kostbare Sachen keine Freude geben können, wenn das Herz nicht ist, wie es soll!

Er nahm das Anerbieten von Henriettens Vater mit Freuden an, theils weil sich alle Gespielen seiner Kinder von seinem Hause weggewöhnt, und theils weil er schon von dem kleinen fröhlichen Mädchen auf der Nachbarschaft gehört hatte, das bei seinem Butterbrote und in seinem Röckchen von Leinewand so glücklich war, und seinen Aeltern, und Allen, die es kannten, so viele Freude machte.

Es war an einem herrlichen Sommerabend, als sie zum ersten Mahle hinging.

Der Anblick des weiten Hofraums, der prächtigen

Gebäude u. s. w., hätte sie stutzen machen können, wenn sie für so was Augen gehabt hätte; aber sie eilte nur dem Garten zu, wo sie am liebsten war, und wo sie die Kinder am ersten zu finden dachte.

Sie irrte sich; alle Viere, zwei Knaben und zwei Mädchen, waren in einem großen Saale beisammen.

Man führte sie hinein, und hier hätte wieder das Anschauen so vieler kostbaren Spielsachen sehr leicht ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln können, wenn ihre Seele nicht weit stärker durch den Anblick der vier kleinen übellaunigen Wesen getroffen worden wäre, davon das Eine in diesem, das Andere in jenem Winkel saß, das Eine noch weinte, das Andere eben die letzten verdrießlichen Worte zwischen den Zähnen murmelte — und die Alle gelb und bleich und mager wie der abgehärmte Neid aussahn.

Sie blieb still stehen, bis die älteste endlich sich so viel zu fassen vermochte, daß sie sie bei der Hand nahm, und zu den Andern führte, die sie denn mit so schlechter Art, als es bei übler Laune immer zu sein pflegt, bewillkommten.

Es gehörte so viel natürliche Freundlichkeit dazu, als Henriette besaß, um nicht von einer so übelgestimmten Gesellschaft angesteckt zu werden; aber sie faßte sich bald, und indem man ihr einen schönen kleinen viersitzigen Wagen, der eben vor der Gartenthür stand, zum Bewundern gewiesen hatte, sagte sie gleich mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit:

Er ist schön; aber warum setzen wir uns nicht hinein?

Ob der Ton, womit sie dies sagte, schon fähig war, Alles zu beleben und in eine andere Laune zu versetzen, weiß ich nicht; genug, bei dem ersten Schritte, den

Henriette that, sprang Jeder aus seinem Winkel und an den Wagen.

Sobald es indeß ans Einsteigen gehen sollte, so hieß es schon: O, ich muß fahren! und: Nein, du hast erst gefahren! und: Nein, so will ich gar nicht mit dabei sein, und ähnliche Reden, die man aus dem Munde ungezogener Kinder zu hören pflegt.

Henriette hörte kaum die ersten Töne dieser übelstimmigen Musik, als sie plötzlich einfiel: O darf ich nicht heute der Führer von allen Vieren sein, da es das erste Mahl ist, daß ich hier bin?

Umsonst bat die Aelteste sie, daß sie sich doch lieber in den Wagen setzen möchte — denn so viel Gegenhöflichkeit hatte Henriettens Anerbieten schon bewirkt — sie blieb dabei, dies mache ihr mehr Vergnügen, und sie könne ja nachher tauschen.

Dies geschah auch, und zwar ohne sonderlichen Zank; allein es ereignete sich bald eine Gelegenheit, die Alles verdorben haben würde, wenn Henriettens gute Laune nicht auch hier das Gleichgewicht wieder hergestellt hätte.

Der Wagen lief, durch die Schuld des jetzigen Führers, zu nah an eine Hecke, und umschlug. —

Da lag nun das Eine hier, und streckte die kleinen bloßen Beine aus dem Rocke in die Höhe, das Andere hatte Mund und Nase voll Sand; Alles aber schalt und brummte mit dem Führer, und Jeder gab den leichten Schaden, den er gelitten hatte, für etwas Großes aus, damit er nur Recht zu zanken habe.

Henriette allein wollte sich todt lachen über den Anblick, und statt, daß keins von den Verdrießlichen eine Hand ausstreckte, um den Andern zu helfen, so half sie Allen, Einem nach dem Andern, in die Höhe, und dies

wirkte denn so viel, daß man sich wenigstens in etwas besänftigte.

Was am meisten zu dieser Beschämung beitrug, war, daß man, als Alles wieder auf den Beinen war, sah, daß gerade Henriette, die allein gelacht hatte, eine Beule an den Kopf bekommen, weil sie damit an einen Baum geschlagen war.

Fern aber, daß sie zugab, daß man sie viel darüber beklage, oder ihr etwas aufzulegen hole, bat sie, nicht daran zu denken, packte Eins nach dem Andern wieder in den Wagen, und versicherte, sie verlange weiter nichts dafür, als daß man ihr noch einmahl erlaube, Führerinn zu sein.

Dies wurde einstimmig von Allen so lange verstattet, bis das Fuhrwerk mit andern Zeitvertreiben abwechselte.

Und von nun an war Henriette so in alle ihre Spiele verwebt, und hatte sich schon so viele kleine Rechte in dem Zirkel erworben, daß sie nur sprechen durfte, und es geschah.

So gewiß ists, daß Gutherzigkeit, mit Verstand und guter Laune begleitet, die Achtung von selbst erhält, die man Dem, der sie fodert, versagt.

Dieser Abend war der glücklichste, den die Schönauschen Kinder (so hieß der Amtmann) seit ihrer Mutter Tode gehabt hatten. Man trennte sich ungern, und bat, bald wieder zu kommen.

Da indeß Tugend kein Werk eines Augenblicks, sondern eine lange Gewohnheit ist, so mußte auch Henriette noch manche Rückkehr jener eingewurzelten übeln Laune bei diesen Kindern mit ansehn.

Nicht, daß es ihnen durchaus an Gutherzigkeit, oder an Fähigkeit sich zu freuen, gefehlt hätte; aber das

Unkraut war zu groß geworden, und hatte den guten Samen, aus Mangel einer geschickten Hand zum Ausgäten, fast gänzlich erstickt.

Eines Abends insonderheit, als es so arg damit war, daß kein Scherz, kein Spott, keine gutherzige Bitte etwas vermochte, mußte Henriette zu der Drohung greifen, sie wolle sie von Stund an verlassen, und nie wieder in ihre Gesellschaft kommen.

Ob sie es wirklich Willens war, oder im Stande gewesen wäre, es zu halten, weiß ich nicht; aber der ernste Ton, womit sie es sagte, und den sie bisher nicht an ihr kannten, machte so viel Eindruck auf die Kleinen, daß sie ihre Zänkerei für diesmahl aufgaben, und gemeinschaftliche Sache machten, sie von ihrem Vorsatze durch Bitten und Gelobungen zurück zu bringen.

Sie war ihnen auch wirklich nun einmahl so nothwendig und so unentbehrlich zu ihrem Vergnügen geworden, daß der Tag ihnen wie drei andere lang dünkte, an dem sie nicht wenigstens auf ein Stündchen zu ihnen kam.

Damit man sich aber nicht wundere, wie sie zu ihrem Vergnügen so auf die Nachbarschaft gehn konnte, da sie das einzige Kind ihrer Aeltern war, das sie gern um sich hatten, und das sie nicht bloß zum müßigen Spiel erzogen: so muß man wissen, daß Henriette auch nicht immer nur die tändelnde Gespielinn der Schönau's war.

Dieses Leben würde sie nicht lange dort gefesselt haben, da sie schon von ihrer Mutter zu allerlei kleinen Geschäften gewöhnt war, die ihr eben so viele Freude machten, als sie sich und Andern dadurch nützlich ward. Sie konnte stricken, ein wenig nähen, etwas zeichnen, allerlei Sachen artig aus Papier nachschneiden,

kleine unschuldige, fröhliche Lieder singen, u. dgl. Am allerbereitwilligsten aber war sie, wenns darauf ankam, ihrer Mutter bei den kleinen Haushaltungsgeschäften zu Hülfe zu kommen, die für ihr Alter möglich waren.

So war z. B. Niemand geschwinder im Verlesen der Gemüse und Kräuter, im Ausschoten der Erbsen und Bohnen, ja sogar im Ausgäten der Gartenbeete, wenns Noth war; kurz, in allen Arbeiten, die zur Wirthschaft gehören, und sie sprach davon mit so vielem Vergnügen, daß es Denen, die um sie waren, gleich Lust machte, es mit ihr zu thun.

Mit der Zeit war sie auch wirklich dahin gekommen, in dem Schönauschen Hause allerlei Arbeiten unter den Kleinen gangbar zu machen, die sie in ihrer Abwesenheit vornehmen mußten, und wodurch nicht nur eine große Quelle zu Zänkereien verstopft, sondern eine noch weit größere zum Vergnügen geöffnet wurde.

Sie lehrte sie nämlich, so wie sie es bei ihrer Mutter gewohnt war, die kleinen Arbeiten, als Strumpfbänder, kleine Tücher, die sie genäht hatten, ja gar Schürzen und Röcke, an die Kinder der Taglöhner, die zum Hofe gehörten, wegzuschenken, und sich über die Freuden der Aeltern und Kinder zu freuen. Eine Sache, wovon die kleinen Schönau's vorher nichts verstanden, bloß, weil man ihnen nichts davon gesagt hatte.

Jetzt aber ward es bald zur Gewohnheit, daß sie schon immer zum voraus darauf dachten, und Henrietten mit zu Rathe zogen, was sie diesem oder jenem Kinde, das ihnen lieb war, für ein Fest machen wollten.

Es ist sehr natürlich, zu denken, daß, da dieser Trieb, Freude zu geben, einmahl bei den Kleinen erweckt war, er sich auch auf Henrietten ausdehnen mußte, die ihnen vor allen Andern so werth war; aber der einzige Feh-

ler von dieser war, daß sie nie ein Geschenk, groß oder klein, von den Schönau's annahm, wenn diese sie auch darum noch so sehr baten.

Vermuthlich mußten es ihr wol ihre Aeltern aus wichtigen Ursachen verboten haben, und das war ihr genug.

Unter diesen Umständen sieht man nun leicht ein, daß sie es erlauben konnten, daß Henriette so oft als möglich das Schönausche Haus besuchte, wo sie eben so viel, wo nicht mehr, Freude gab, als nahm; und die Veränderung, die sie dort wirkte, war auch wirklich nach einiger Zeit so groß, daß nicht nur der Vater und das ganze Haus es bemerkte, sondern daß selbst die Nachbarschaft anfing, aufmerksam darauf zu werden.

Nicht, daß nicht noch von Zeit zu Zeit ein Ueberbleibsel der alten Fehler in dem Umgange der Kinder unter sich sichtbar geworden wäre; aber wenn Henriette dabei war, so durfte sie nur lachen, oder spotten, und man schämte sich, oder lachte mit.

Unter andern Fehlern, davon sie unvermerkt, und ohne selbst etwas davon zu wissen, die Kinder besserte, war auch die Weichlichkeit, über jedes kleine Ungemach zu klagen, sich vor jedem rauhen Lüftchen, vor jedem unangenehmen Anblicke zu scheuen und sich zurückzuziehn. Sie selbst war hievon durch ihre Aeltern so sehr entwöhnt, daß sie nicht nur jede Witterung ohne Schaden ihrer Gesundheit ertragen, jeden unvermeidlichen Schmerz gelassen aushalten konnte, sondern auch den Anblick von Wunden und Krankheiten an Andern nicht scheute, sobald es ihr möglich war, behülflich dabei zu sein.

Wenn also auf dem Hofe der Schönau's von den Leuten oder den Kindern nur irgend Einer krank war,

oder einen Schaden hatte, so ruhte sie nicht, sie mußte es sehen, oder wenigstens wissen, ob sie nicht Etwas beitragen könne, es zu lindern.

Durch diesen Muth und diese Thätigkeit brachte sie es endlich dahin, daß erst die Aelteste, und hernach die Kleinen ihrem Beispiele folgten.

So sehr wirkts, wenn man täglich gute Muster vor sich hat!

Mit der Empfindlichkeit gegen Luft und Wetter brachte sie es noch leichter dahin, daß die kleinen Schönau's, die ihr nun einmahl in Allem folgten, es ihr auch in diesem Stücke nachthaten.

Die Folge davon war, daß sie, statt, daß der Vater sonst fast alle Woche einmahl den Arzt aus der Stadt holen lassen mußte, ihn nun schon in drei Monaten nicht gebraucht hatten; denn Fröhlichkeit und Beschäftigung sind die kostbarsten Arzeneien des Himmels; und wohl den Kindern, die bei Zeiten sich daran gewöhnen!

Auch in Ansehung der Kleidung sogar fingen die Schönauschen Kinder nachgerade an, Henriettens einfache Art der ihrigen vorzuziehn, die sie an dem Genusse so mancher Vergnügung gestört hatte.

Da dies überwunden war, so hielt sie auch nichts mehr ab, die Hand an manches häusliche Geschäft zu legen, wozu Henriette besonders große Lust hatte.

Niemand hatte daran größere Freude, als die alte Haushälterinn des Amtmanns, eine brave tüchtige Frau, die die Kinder ihres Herrn, dem sie so treu war, so gern zu nützlichen und guten Menschen gemacht sah, aber nichts dazu thun konnte.

Nunmehr gings an, daß Henriette sich oft Gemüse und dergleichen aus der Küche holen durfte, um es mit

den übrigen Kindern auszukrüllen oder zu verlesen; ja die Aelteste gewann sogar auch Geschmack daran, ein Gericht oder Getränk, oder Gebacknes in der Küche machen zu lernen, weil sie merkte, daß der Vater es gern mochte, oder wenn sie hörte, daß es einem Kranken dienlich wäre.

Eine solche gänzliche Verwandlung seiner Kinder brachte den guten Amtmann endlich dahin, daß er an seine Schwiegerinn, eine vortreffliche Frau, die zehn Meilen davon ebenfalls auf dem Lande lebte, schrieb. Diese war oft Zeuge von dem garstigen Ton und dem unartigen Betragen gewesen, welches unter den Kindern ihres Schwagers eingerissen war, und ihm und ihr manche traurige Stunde machte; auch hätte sie die Kinder gern zu sich genommen, wenn nicht ihr Gatte, ein kränklicher Mann, der die Ruhe sehr liebte, und derselben im Schooße seiner Familie gewohnt war, sich dies allezeit verbeten gehabt hätte.

An diese schrieb er nun, und bat sie inständig, ihn doch, so lange sie ihren Mann und ihr Haus verlassen könne, zu besuchen, weil er mit ihr über wichtige Angelegenheiten zu sprechen habe.

Diese gute Frau, die nichts anders vermuthete, als daß die Kinder wieder die unglückliche Ursache dieser Bitte wären, und daß vielleicht eine neue Einrichtung damit getroffen werden, oder sie gar aus dem väterlichen Hause weggegeben werden sollten, eilte, was sie konnte, um hinzukommen, und stellte sich zum voraus manchen unangenehmen Auftritt vor, dem sie würde beiwohnen müssen.

Auch war sie in einem Jahre nicht dagewesen, und hatte alle Ursache, zu fürchten, daß die Kinder während

der Zeit in ihren schlimmen Gewohnheiten nur noch weiter gegangen wären.

Sie sah mit einer Art von Beklemmung die Annäherung des Amthofes, und fuhr mit Zittern auf denselben hinauf; aber wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie nicht nur den Amtmann in der Mitte seiner vier Kinder mit den heitersten Gesichtern ihr entgegenkommen sah, sondern da die Letztern auch nicht aufhörten, mit Hüpfen und Springen und Fragen, und einem: »hören Sie, liebe Tante!« und, »kommen Sie geschwind, liebste Tante!« da sie sonst nur feierliche Gesichter zu sehen gewohnt war, und da diese Kinder sonst sich kaum so lange zwingen konnten, bis das erste Willkommen vorüber war, um in ihre kleinen verdrießlichen Grunzereien auszubrechen.

Der Amtmann, der ihr Erstaunen mit stummer Freude ansah, ließ sich nichts merken, sondern führte sie hinein.

Hier hatte sie nun bald Gelegenheit, während ihrer Unterredungen, zu sehen, daß Das, was sie vielleicht im ersten Augenblick für angenommene, vorübergehende Heiterkeit gehalten hatte, jetzt wirklicher Ton der Familie geworden war.

Keine laute Zänkerei, kein lautes Brummen — Keins, das dem Andern in den Weg trat — Alles Liebe und Freude und wechselseitiges Bemühen, sich einander zu dienen, und Wettstreit, einander in der Geschwindigkeit, es zu thun, zuvorzukommen.

Tausendmahl wollte sie mit der Frage heraus: ob das, was sie sehe, auch dauerhaft, obs nicht bloß Verstellung sei. Ihre Klugheit aber hielt sie zurück; sie wollte sich lieber mit eigenen Augen davon überzeugen.

Sie wartete die Mahlzeit ab. — Alles ging auf dem nämlichen Fuße fort. Da war kein Meistern des Einen über das Andere, kein: laß mich da sitzen! und: das muß ich haben! u. dgl. Sogar sah sie, daß Amalie, so hieß die Aelteste, zuweilen aufstand, und Sachen, die auf dem Tische fehlten, ungeheißen besorgte.

Scherz und kleine Tändeleien wechselten ab. — Mit Ungeduld wartete sie, bis der Tisch aufgehoben war. Nun konnte sie sich nicht länger halten.

Bruder, sagte sie mit der äußersten Bewegung, ich kann Ihnen nicht länger meine Verwunderung bergen. Die Verwandelung, die ich in Ihrem Hause unter Ihren Kindern finde, ist mir wie Zauberei!

Sagen Sie mir, woher entsteht sie? Wer hat sie bewirkt? Wer ist so glücklich gewesen, Sie zu einem so beneidenswerthen Vater zu machen?

Mit Thränen antwortete der gute Amtmann: Ich wußte, liebe Schwester, welche Freude es Ihnen machen würde, ein Augenzeuge davon zu sein, und um diese Freude zu vermehren, verschwieg ich sie Ihnen.

Ich weiß, Sie vergeben mir gewiß, daß ich Sie vielleicht mit unangenehmen Vorstellungen zu mir kommen ließ. —

Ja, von ganzem Herzen, sagte sie, indem sie die Kleinen, Eins nach dem Andern, an die Brust drückte, und das Geständniß von ihnen selbst herauslockte, wie ihr jetziger Zustand den vorigen weit übertreffe, und wie sehr es bei den Kindern selbst stehe, durch Fröhlichkeit und liebevolles Betragen ihr eigenes sowol, als das Glück ihrer Aeltern zu befördern.

Es war der rührendste Auftritt, den man sich denken kann; Alles weinte — aber vor Freude.

Nur die gute Tante konnte nicht länger aushalten;

sie mußte wissen, woher das Wunderwerk entstanden, wer der Urheber davon sei?

Denn, sagte sie, der ist der größten Belohnung werth.

Die fröhlichen Kinder wollten nun Alle aus Einem Munde ihre kleine Wohlthäterinn nennen, als der Vater ihnen durch ein Halt! Stillschweigen auflegte, indem er hinzusetzte, daß er sie damit den nächsten Tag bekannt machen wolle, — weil er fürchtete, daß ein solcher Auftritt für heute zu viel Rührendes für diese errliche Seele, in Betracht der weiten Reise, die sie gemacht hatte, haben möchte. Sie mußte es sich gefallen lassen.

Der Tag ging schnell unter den sanftesten Empfindungen hin, und was der guten Tante Zufriedenheit aufs höchste brachte, war, daß sie eine Art von geschäftiger Thätigkeit unter den Kindern ausgebreitet sah, davon sie vorher in diesem Hause nichts gekannt hatte. Jedes wies ein Probestück von kleiner Arbeit; Jedes trug davon ein Stück an sich, und die einfache Art, sich zu kleiden, war nicht der kleinste Vortheil, den sie, als eine Folge der veränderten Lebensart, unter diesem glücklichen Häufchen bemerkte.

Am Abend, da sie in ihre Schlafkammer kam, wurde sie noch, auf die angenehmste Art, durch verschiedene kleine Geschenke von Handarbeiten, Zeichnungen, Inschriften und Blumenkränzen überrascht, womit die Kinder, unter der Anleitung der guten Henriette, der Tante ein heimliches Fest zubereitet hatten.

Sie legte sich mit den freudigsten Empfindungen und mit Dank gegen die Vorsehung zu Bette, und erwartete, nach einigen Stunden sanften Schlafs, mit Ungeduld den Morgen, der sie mit dem Urheber der

zurückgekehrten Glückseligkeit dieser Familie bekannt machen sollte.

Das erste Zusammenkommen am andern Morgen zwischen der Frau von G. (so hieß die Tante) und ihrem Schwager und den Kindern war lauter Liebkosung und Freude, und nun gings an ein Wiederholen der gestrigen Foderung, den Stifter dieser Freude kennen zu lernen.

Der Amtmann hatte Henrietten mit sammt ihren Aeltern zu Mittag eingeladen; aber da der Vater eben Geschäfte halber nach der Stadt war, und die Mutter häuslicher Einrichtungen wegen es sich verbitten mußte, so kam Henriette allein, und zwar, wie gewöhnlich, in der Abendstunde, nachdem sie ihre kleinen Geschäfte zu Hause vollendet hatte.

Die gute Tante war unterdeß schon darauf vorbereitet worden, daß ihr Schwager sein Glück dem einzigen Beispiele eines kleinen muntern, wohlgezogenen, fleißigen Mädchens zu verdanken habe, welches die Vorsehung selbst zu ihm geführt zu haben schien, um seine Kinder noch eben zu rechter Zeit auf einen guten Weg zu bringen.

Sie konnte den Augenblick kaum erwarten, ehe das Mädchen kam.

Endlich sah sie das kleine heitre Geschöpf, in seinem weißen leinenen Kleidchen und mit einem Strohhut, ohne alle andere Zierrathen, als eine frische Rose, daher hüpfen; sie sah sie kaum mit bescheidener, freundlicher Miene und langsamer gewordenem Schritte auf sich zukommen, so hatte sie sie schon in ihren Armen, und erdrückte sie fast mit ihren Küssen.

Gott segne dich, gutes, liebes Mädchen! rief sie zu wiederholten Mahlen aus, Gott segne dich, daß du die

Freude dieses Hauses wieder hergestellt hast! küßte sie dann wieder, und die hellen Freudenthränen liefen ihr dabei die Wangen herunter.

Henriette, die nicht wußte, was die gute Tante mit allen diesen Liebkosungen sagen wollte, weil sie sich bei Dem, was mit den Schönauschen Kindern vorgegangen war, nie ein Verdienst beigemessen hatte, und keinen andern Lohn kannte, als die Freude, die man einerntet, wenn man sie Andern macht, gerieth in Verlegenheit, kam auch nicht eher heraus, als bis die gute Tante, die dieses merkte, sie wieder ihrem unschuldsvollen fröhlichen Gange mit ihren Gespielen überließ.

Hier nahm sie bald ihre eigenthümliche heitere Ruhe und lebhafte Geschäftigkeit wieder an, und bewies mehr, als Alles, was der Tante vorhin von ihr beschrieben war, durch welche Künste sie diese gänzliche Verwandlung bei ihren Schwesterkindern zuwege gebracht, nämlich durch gute Laune und Beispiel, welches mehr ist, als alle Lehren.

Die gute Frau konnte sich nicht satt daran sehn und hören, wie sie mit der größten Lebhaftigkeit überall beobachtete, wo sie etwas zum Dienst der Andern thun konnte; wie sie mit einem einzigen Scherze, mit einem einzigen Lächeln die Freude um sich her verbreitete, und Alles mit einer gleich-lebendigen warmen Gefälligkeit ansteckte.

Wie bedauerte sie, daß sie nicht mehr, als diesen Einen Tag, Zeuge davon sein konnte; denn den andern Tag mußte sie schon in aller Frühe wieder fort.

Einige Zeit vor dem Abschiednehmen versuchte sie es nunmehr, die Kleine mit einem Geschenke zu überraschen, davon sie gewiß glaubte, daß es ihr gefallen würde.

Henriette sah das Geschenk mit bescheidenem Wohlgefallen an, denn sie war gar nicht gleichgültig gegen hübsche Sachen; aber es anzunehmen — nein! dazu waren keine Ueberredungen in der Welt fähig, sie zu bewegen, vermuthlich weil der Wille ihrer Aeltern ihr ein heiliges Gesetz war.

Die gute Frau sah nun wol ein, daß ein Kind dieser Art auf seine eigene Weise behandelt und belohnt sein müsse. Sie drang nicht weiter in sie, sondern nahm ihre Klugheit zu Hülfe, um auf die Spur zu kommen, wie sie irgend etwas für sie thun könne, das ihr angenehm sei.

Sie ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein. Sie mußte ihr von ihren Aeltern erzählen, und als sie hörte, daß ihr Vater, seiner schwächlichen Gesundheit halber, aus der Stadt aufs Land gezogen sei, erkundigte sie sich genau nach der Beschaffenheit seiner Kränklichkeit.

Sie fand bald, daß sie von einer solchen Art war, daß ihm das Reiten dienlich sein könnte.

Er sollte fleißig reiten, sagte die brave Frau von G.....

Ja, antwortete Henriette, das haben ihm schon Viele gerathen.

Und warum thut er's denn nicht? fragte die Frau von G.....

Weil er kein Geld dazu hat, antwortete Henriette mit unbefangener Offenherzigkeit; denn sie hatte nie gehört, daß ihr Vater sich schämte, zu gestehn, daß er nicht reich sei, oder daß der bloße Reichthum ein Verdienst wäre.

Die Frau von G..... nahm den Wink mit Freuden an, that aber, als dächte sie nichts dabei, und lenkte die Unterredung so unmerklich auf andere Dinge,

daß Henriette in ihrer Fröhlichkeit nichts gewahr ward.

Die ganze übrige Zeit enthielt die Frau von S..... sich geflissentlich aller Ausbrüche von zärtlicher Erkenntlichkeit gegen Henrietten, und selbst beim Abschiede von ihr gab sie ihr bloß einen stummen Kuß, weil sie sich schon zum voraus durch den Gedanken schadlos hielt, daß sie ihrem Herzen nun auf eine bessere Art Luft machen könne.

Sie reis'te den andern Morgen früh unter tausend Freudenthränen ab, und das Bild Dessen, was sie in dem Schönauschen Hause gesehn, noch mehr aber ihr Vorsatz sammt den Folgen, die sie sich davon versprach, verkürzten ihren Rückweg.

Sie nahm jedoch beim Absteigen in ihrem Hause erst noch eine etwas ernsthafte Miene an, als ob ihre Reise nicht glücklicher, als sonst, gewesen sei.

Ja, sie drang sogar, um die Ueberraschung zu vergrößern, von neuen in ihren Mann, daß er ihr doch erlauben möchte, die Schönauschen Kinder zu sich zu nehmen, und nun, als dieser bereits anfing zu wanken, änderte sie plötzlich den Ton, und sagte mit der frohesten Bewegung:

Nein, lieber Mann, Gottlob! es ist unnöthig. Die Vorsehung hat unserm Schwager einen Engel geschickt, der uns aller unserer Sorgen überhoben, und ihn zu dem glücklichsten Vater gemacht hat.

Sie erzählte hierauf nicht nur ihrem Manne, sondern auch ihren Kindern, auf welche Art Henriette, durch ihr tägliches Beispiel von gutherziger Fröhlichkeit, Fleiß und Dienstfertigkeit, diese Verwandlung allmählig zu Stande gebracht habe; und diese wohlgezogenen Kinder hatten so sehr ihre Freude daran, daß sie mit Ungeduld schon die Tage zu zählen anfingen, nach deren

Verlauf ihre Mutter ihnen versprach, daß sie das Schönausche Haus und Henrietten besuchen sollten.

Als sie mit ihrem Manne allein war, theilte sie ihm endlich ihren Vorsatz in Ansehung Henriettens Vaters mit, und es dünkte dem guten Manne, der so wohlhabend als wohlthätig war, eine Kleinigkeit, zu einem solchen Endzwecke ein Pferd wegzuschenken.

Nur wollte er durchaus, daß es dasjenige sein sollte, wovon er selbst in Ansehung seiner Gesundheit manchen Dienst gehabt, und das so sanft als sicher auf den Füßen war.

Jetzt kam es bloß darauf an, das Pferd an seinen Mann zu bringen, ohne daß es Gefahr lief, wieder zurückgeschickt zu werden.

Zum Glück wußte kein Mensch um das Geheimniß, auch nicht einmahl der Schwager; denn so pflegte es die kluge Frau von G. gern zu halten, wenn sie eine Sache unter Händen hatte, die mit Vorsicht behandelt werden mußte, daß sie sie ganz allein für sich betrieb.

Sie ließ nunmehr noch einige Zeit verstreichen, verabredete es alsdann mit einem Freunde, das bestimmte Pferd, als ob es vertauscht werden sollte, mit nach der Stadt zu nehmen, und es von da durch unbekannte Hände an Henriettens Vater zu überliefern, wobei die Anweisung der Futterung an einen gewissen Bauer im Lande zugleich mit erfolgte.

Die kleinen Schönau's hatten nunmehr, nach der Abreise der Tante, schon wieder eine Zeit lang in der glücklichsten Eintracht mit ihrer muntern Nachbarinn gelebt, und waren so fest im Guten geworden, daß es ihnen nichts mehr kostete, die größten Gefälligkeiten gegen Andere zu haben, und Alles um sich her vergnügt zu machen.

Sie besuchten nun oft Henrietten, um von ihrer Mutter in wirthschaftlichen Arbeiten und sonst was Nützliches zu lernen.

Auch hatte der Amtmann nun seit einiger Zeit einen wackern Hofmeister, der den beiden Knaben nicht nur, sondern auch den Mädchen in manchen guten Sachen Unterricht gab, und es gern sah, wenn Henriette zuweilen mit Antheil daran nahm.

Eines Abends, als die Kinder sie hiezu nach ihrer Gewohnheit erwarteten, kam sie früher und außer Athem auf den Hof gelaufen, nahm die älteste Schönau allein, und klagte ihr mit ängstlicher Geberde, daß ihrem Vater von unbekannter Hand ein Pferd geschenkt worden, daß dieses ganz gewiß von der Frau von G. komme, daß sie solches durch ihre Unbesonnenheit verursacht habe, und daß, wenn ihr Vater nur irgend auf die Spur käme, daß sie es veranlaßt habe, sie gewiß sei, daß er böse auf sie werden und es zurückschicken werde.

Sie irrte sich nicht; denn so leicht es diesem Manne ward, sich mit Wenigem zu begnügen, und Das zu entbehren, wozu sein Vermögen nicht hinreichte, so unerträglich war ihm jeder Schein einer Bettelei; und er würde nie zu bewegen gewesen sein, dieses, obgleich in der reinsten Absicht ihm gemachte Geschenk anzunehmen, wenn er gewußt hätte, wem er es zurückgeben sollte.

Zum guten Glück aber konnte er auf keine Weise hinter das Geheimniß kommen, denn der Amtmann, an den er sich zuerst wandte, war so unwissend, als er selbst, und machte sich folglich so rein von allem Verdachte, daß er der Geber sei, daß auch keine Spur eines Zweifels übrig bleiben konnte.

Dazu kam der Umstand, daß Henriettens Vater gerade vor einiger Zeit einem reichen durchreisenden

Fremden einen sehr großen Dienst geleistet hatte, und auf diesen argwohnte er nunmehr für's erste.

Nun konnte er nichts weiter dabei thun, als sich des Geschenks als einer Sache bedienen, die ihm wenigstens nicht mit Unrecht zukam, wenn er sie gleich weder gewünscht, noch verlangt hatte.

Er that es, und zwar mit so glücklichem Erfolge in Ansehung seiner Gesundheit, daß er von einem hagern, keuchenden, der Auszehrung ähnlichen Schatten, nach einigen Monaten schon anfing, eine weit frischere Gestalt und Farbe zu gewinnen, und nichts mehr von seiner alten Süchtelei zu fühlen, die ihm so manche trübe Stunde gemacht hatte.

Henriette, die mit der ältesten Schönau übereingekommen war, nichts zu entdecken, sah dieses von fern mit der innigsten Freude zwar, aber immer auch mit einer Art von Beklemmung an, wenn sie dachte, daß ihr Vater doch einmahl hinter das Geheimniß kommen möchte.

Endlich, als er einst so recht erquickt von einem gethanen Ritte zu Hause kam, sich so recht warm und herzlich in Dank gegen die Vorsehung ergoß, die ihm durch ein so unerwartetes Geschenk zur Gesundheit verholfen, und so recht sehnlich wünschte, daß ihm Gott doch noch die Freude gönnen möchte, seinem Wohlthäter dafür zu danken, da konnte sich die gerührte Henriette nicht länger halten.

Sie fiel ihrem Vater mit lautem Schluchzen um den Hals, und gestand ihm Alles.

Der erstaunte Vater ward betroffen, und seine ersten Empfindungen waren mehr Unwille, als Dank gegen Henriette.

Als diese ihm aber mit der reinsten Unschuld ver-

sicherte, daß sie nicht auf die entfernteste Weise Gelegenheit dazu habe geben wollen, noch auf den Verdacht habe kommen können, daß die Frau von G. ihre Fragen aus solcher Absicht thue, und ihn mit tausend Thränen bat, ihr doch nicht böse zu sein: so war er innigst gerührt, zumahl da seine Frau ihn mit ihrer gewöhnlichen sanften Art erinnerte, daß er bedenken möge, daß er diesem Geschenke seine wiedererhaltene Gesundheit zu verdanken habe.

Du hast Recht, meine Liebe, sagte er darauf; es würde Undank gegen die Vorsehung sein, wenn ich mir ein Geschenk zur Qual machte, das sie mir augenscheinlich zur Wohlthat bestimmt hat.

Er umarmte alsdann Henrietten, und sagte zu ihr: Sei ruhig, mein Kind; du weißt, daß ich Alles eher ertrage, als eine Wohlthat, die ich nicht zu erwiedern in Stande bin; aber ich bin doch nicht ungehalten auf dich.

Seine erste Bewegung trieb ihn nun wieder zu dem Amtmann hin, der von der Nachricht Dessen, was seine brave Schwiegerinn gethan hatte, eben so überrascht, als erfreut war.

Um seinen Dank abzutragen, verwies er ihn auf die Ankunft der Frau von G., die er mit ihrer ganzen Familie in den ersten Tagen der nächsten Woche erwartete.

Sie kam auch wirklich; statt aber den Dank von Henriettens Vater anzunehmen, nahm sie ihn allein, und beschrieb ihm umständlich, wie seine Tochter, durch ihr tägliches Beispiel, ihren Fleiß, ihre muntere Geschäftigkeit, fröhliche Laune und gutherzige Gefälligkeit, alle die Glückseligkeit geschaffen habe, wovon er nun selbst ein Zeuge in dem Schönauschen Hause sei.

Sie that das mit einer solchen Wahrhaftigkeit und von aller Schmeichelei entfernten Menschenkunde, daß der gerührte Vater sich nicht erwehren konnte, sich seines Kindes, als des größten Schatzes, zu freuen, womit die Vorsehung gute Aeltern nur immer belohnen kann.

Zugleich unterließ er nicht, dem Beispiele seiner würdigen Gattinn das größte Verdienst bei der Bildung dieser Tochter zuzuschreiben, die keine Sorgfalt gespart habe, um sie vor bösen Eindrücken zu bewahren, und ihre Seele zum Guten, vor Allem aber zu einem fröhlichen Muthe zu gewöhnen, der die Quelle so vieler Freuden für uns und Andre ist.

Diese drei glücklichen Häuser gaben sich von nun an auf das freundschaftlichste die Hand, um ihr eignes und ihrer Nebenmenschen Wohl thätigst zu befördern, und so ward ein kleines Mädchen, wie Henriette, durch gutes Betragen, Wohlwollen und damit verknüpfte Heiterkeit der Seele, die Beförderinn nicht nur des Glücks ihres eignen Hauses, sondern auch einer fremden Familie.

Ein abermahliges Beispiel,

wie nöthig es ist, seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens schon in der Jugend abzuhärten.

Da die Herren Banks und Solander auf ihrer Reise um die Welt in die Gegend des Feuerlandes gekommen waren, welches bekanntlich unter Amerika liegt, so empfanden sie großes Verlangen, ans Land zu gehen, um die Beschaffenheit desselben zu untersuchen. Der Schiffsführer, Cook, ließ ihnen also ein Boot

aussetzen, und darin fuhren sie denn, in Gesellschaft des Schiffarztes und des Sternforschers, nebst einigen Bedienten und Bootsleuten, nach der Küste.

Hier stiegen sie aus und gingen landeinwärts, in der Absicht, gegen Abend zurückzukehren und wieder an Bord zu gehen. Das Wetter war zu dieser kleinen Wanderschaft recht erwünscht; auch war es dazumahl gerade mitten im Sommer, indem der 21ste unsers Wintermonats in dieser Himmelsgegend der längste Tag ist.

Nachdem sie eine Zeit lang gegangen waren, geriethen sie in eine sumpfige Gegend, die mit niedrigem Birkengesträuch bedeckt war. Ueber dieses mußte man hinwegsteigen, und sich die Unbequemlichkeit gefallen lassen, fast bei jedem Schritte bis an die Knöchel in den Morast zu sinken.

Die Mühseligkeiten dieser Reise wurden noch vergrößert, da der Himmel sich plötzlich mit Wolken überzog, und das Wetter nun auf einmahl kalt und trübe wurde. Ein recht schneidender Wind fing an zu wehen; endlich erfolgte Schnee, und nun war der Sommer auf einmahl in den rauhesten Winter verwandelt.

Die Reisegefährten munterten sich wechselseitig einander auf, und drangen unermüdet immer weiter vor. Sie hatten aber kaum zwei Drittheile der Sumpfgegend zurückgelegt, als schon Einer von ihnen, Herrn Banks Zeichner, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an, und ließ ihn nebst einigen andern Entkräfteten dabei zurück.

Die Uebrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher durch die Entdeckung mannichfaltiger Kräuter für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich indessen vermehrt, die Kälte

war heftiger geworden, und es war nun schon so spät am Tage, daß man es ganz unmöglich fand, vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurückzukehren. Aber auf einem solchen Gebirge, in einer so rauhen Himmelsgegend eine Nacht hinzubringen, war entsetzlich; und doch war da kein anderer Rath.

Man schickte daher nach Denen, die beim Feuer gelassen waren, zurück, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu bringen, von wannen sie sich dann sämmtlich in den Wald begeben, allda eine Hütte bauen und darin übernachten wollten.

Abends um 8 Uhr war die Gesellschaft am bestimmten Platze beisammen, und trat nunmehr den Weg nach dem nächsten Thale an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in beständiger Bewegung zu erhalten, und sich des Schlafs zu erwehren, so groß auch immer die Versuchung dazu sein möchte; denn, fügte er hinzu, wer sich niedersetzt, der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich, den Nachtrab zu führen. Allein noch ehe man das Gebüsch erreicht hatte, nahm die Kälte dermaßen zu, daß der Doktor Solander selbst die Neigung zum Schlafe, vor der er die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand. Er bestand darauf, daß man ihm erlauben solle, sich niederzulegen. Vergebens bat und ermahnte ihn Herr Banks; er legte sich in den Schnee, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn vom Schlafe abzuhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fing an, dieselbe Ermattung zu fühlen. Herr Banks schickte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Orte ein Feuer anzulegen; er selbst blieb bei den beiden Entkräfteten zurück.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber ehe sie das sumpfige Birkengebüsch zurückgelegt hatten, betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen nun schlechterdings unmöglich sei, weiter zu gehen. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen waren in Stande, sie fortzutragen, man mußte sie daher Beide niedersitzen lassen. Es dauerte nicht zwei Minuten, so waren Beide in einen tiefen Schlaf verfallen.

Da indessen Einige von dem Vortrabe mit der angenehmen Nachricht zurückkamen, daß in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten ein Feuer angemacht sei, so gelang es dem Herrn Banks, den Doktor Solander zu ermuntern, der aber, ungeachtet er nur erst seit fünf Minuten eingeschlafen war, schon den Gebrauch der Gliedmaßen verloren hatte. Seine Muskeln waren dermaßen eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz und gar nicht zu ermuntern.

Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Matrosen, welche Beide am wenigsten gelitten zu haben schienen, bei ihm, und versprach, sie ablösen zu lassen, sobald zwei Andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden erwärmt haben.

Dies geschah; allein nach einer halben Stunde kamen die ausgeschickten Männer allein zurück, und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchsucht, aber weder den Schlafenden, noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfalle nachsann, vermißte eine Flasche mit Rum, und vermuthete, daß die zwei zurückgelassenen Männer vielleicht versucht haben

möchten, den Schlafenden damit zu ermuntern, und, da sie vielleicht selbst zu viel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten.

Zu noch größerem Unglücke fing es von neuen an, noch heftiger zu schneien, und man mußte daher alle Hoffnung aufgeben, die armen Verirrten jemahls lebendig wiederzusehen. Gleichwol hörte man, zur großen Freude der ganzen Gesellschaft, gegen zwölf Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenblicklich hin, und fand den Matrosen, welcher kraftlos daherschwankte, und sogleich zum Feuer gebracht wurde.

Herr Banks ging weiter, um auch die beiden Andern aufzusuchen. Er fand sie endlich auch, aber in der kläglichsten Verfassung. Der Eine stand zwar noch auf den Füßen, war aber unvermögend, einen Schritt zu thun; der Andere hingegen lag auf dem Boden, und war unempfindlich wie ein Stein.

Die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft reichten nicht zu, sie fortzuschleppen. Man suchte darauf, an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden; aber auch dieses konnte, des gefallenen und noch immer fallenden Schnees wegen, aller ersinnlichen Mühe, welche man sich gab, ungeachtet, nicht zu Stande gebracht werden.

Man sah sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglücklichen ihrem Schicksale zu überlassen, machte ihnen ein Lager von Zweigen, bedeckte sie mit andern Zweigen, und verfügte sich wieder nach dem Walde zurück.

Während dieser Beschäftigung fingen Einige von ihnen auch an, fühllos zu werden, und man konnte sie mit genauer Noth kaum zum Feuer schleppen. Die ganze Nacht wurde in einem Zustande hingebracht, welchen

das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige gleich entsetzlich machten. Die zwei Zurückgebliebenen mußte man für so gut, als todt halten; ein Theil der Uebrigen war krank und ohnmächtig, und von Lebensmitteln hatte man nichts, als einen einzigen Geier, der während der Reise geschossen war.

Endlich brach der Tag an. Rund umher war nichts als Schnee zu sehen. Die Kälte war noch eben so strenge, und der Wind noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich, den Rückweg anzutreten.

Man schickte Einige ab, um sich nach den im Gesträuche zurückgebliebenen Unglücklichen umzusehen. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Botschaft zurück, daß sie todt seien.

Da der Hunger nunmehr anfing, der Gesellschaft beschwerlich zu fallen, so zog man dem geschossenen Geier die Haut ab, zerlegte ihn in zehn Theile, und Jedermann bereitete seinen Antheil selber zu, wie es ihm beliebte.

Nachdem Jeder seinen schmalen Bissen verzehrt hatte, wagten sie es, ihre Rückreise anzutreten. Es glückte ihnen, sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie sich gegenseitig Glück, mit einer Freude, welche keiner Beschreibung fähig ist.

Die wohlthätige Mummerei (Masquerade).

Auf einer Mummerei in Hannover fand sich eine Larve ein, die wie ein Kappenmönch oder Kapuziner gekleidet war.

Dieser verkleidete Mann ging an seinem weißen Stabe gebückt einher, und trug eine blecherne Büchse, an welcher unten ein weißer Beutel befestiget war, und an deren Seite ein Zettel hing, worauf folgende Worte standen:

„Gedenket bei eurer Freude an eine vor wenigen Tagen durch den Tod ihres Mannes in das tiefste Elend gerathene kranke Wöchnerinn, fünf unmündige Kinder, nebst einer alten Großmutter. Diese erflehen euren Beistand."

Nicht allein die meisten Vermummten steckten reichlich in die Büchse, sondern man bewilligte dem Mönche auch alles Geld, welches den Abend von den Zuschauern auf der Galerie eingenommen wurde, und die ganze Summe belief sich überhaupt auf 112 Rthlr. 9 Gr.

Auf der nächsten ähnlichen Lustbarkeit erschien derselbe Mönch abermahls, nachdem er kurz vor seiner Ankunft folgende Verse in dem Saale hatte anschlagen lassen:

Ich goß es in der Witwe Schooß;
Die erste Freudenthräne floß
Auf ihren Säugling hin.
Seht, Freunde, euer Meisterstück!
Vollendet's heute — Gottes Blick
Lacht Beifall auf euch hin.

Er sammelte wieder, schenkte den Damen ausgeschnitzte Bilderchen, und einigen Herren vom Adel hörnerne Dosen, und an diesem Abend erhielt er, ohne die Einnahme der Galerie, 138 Rthlr. 3 Gr. 3 Pf. Kassengeld.

Sie können leicht denken, schreibt ein Mann, welcher dem Auftritte beigewohnt hatte, daß Niemand begieriger war, als ich, den Menschenfreund, der durch diese gute That die Thränen einer armen verlassenen Witwe abwischte, persönlich kennen zu lernen, und dieses gelang mir auch am folgenden Tage durch die Vermittelung eines Freundes.

Der Kapuziner ist ein hiesiger wohlhabender Kaufmann, Namens Brenner. Die Witwe, für die er ge-

sammelt hat, und die er weiter gar nicht kennt, als daß sie ihn, nach ihres Mannes Tode, um ein kleines Almosen ersuchen ließ, heißt Bergheim.

Ihr Mann war ein reicher Handelsmann, wurde aber durch böse Gesellschaften verführt, begegnete seiner rechtschaffenen Frau äußerst schlecht, brachte sein eigenes und ihr Vermögen durch, und starb einige Tage vor der Mummerei in der größten Dürftigkeit. Wie er kaum eine Stunde todt war, kam seine hülflose Witwe nieder, und ihr Elend wurde dadurch doppelt schwer. Mitleidige Seelen ließen ihren Mann beerdigen, und versorgten sie mit allen Nothwendigkeiten.

Damit ihr nun aber die gesammelte Summe, die noch immer durch ansehnliche Beiträge vermehrt wurde, auch zum bleibenden Nutzen gereichen möchte, so wandte Breuner sie folgendermaßen an.

Er miethete ihr eine Wohnung, ließ ihr darin einen kleinen Kramladen anlegen, und kaufte ihr für eine gewisse Summe allerhand zu verkaufende Sachen.

Ein ganzes Jahr lang übernahm er die Aufsicht über ihren Handel. Alle Monate mußte sie ihm Rechnung von ihrer Einnahme und Ausgabe ablegen. Die verkauften Waaren wurden ihr fürs erste wieder angeschafft, und so lange, bis ihr Handel recht in Gange war, bekam sie wöchentlich ein Gewisses zu ihrem Unterhalte. Das übrige Geld wurde auf Zinsen gegeben.

Wie leicht ist es nicht, eine unglückliche Familie zu beglücken, wenn wir nur jede günstige Gelegenheit ergreifen wollten, und es nicht an unserm Wollen fehlen ließen!

Um allen Tadel zu verhüten, fragte Herr Breuner, den Tag vor der Mummerei, die dortige katholische

Geistlichkeit, ob ein Kapuziner an öffentlichen Orten ohne Anstoß erscheinen dürfe?

Sie sagten Alle ja, aber nicht bei Mummereien. Er sagte hierauf, das sei gerade der Fall, und entdeckte ihnen seine Absicht. Der eine Geistliche erwiedert: das ist edel, das thun Sie; geräth in Begeisterung, reißt seinen schönen Rosenkranz vom Arme, giebt ihn Herrn Breuner, und sagt: da, Freund, den gebrauchen Sie!

Aber eine noch viel edlere That bei dieser Gelegenheit, die auch bekannt zu werden verdient; ist folgende: Als die Witwe Bergheim niedergekommen ist, und für sich und die Ihrigen keinen Bissen zu essen hat, schickt sie in ihrer größten Noth zu einer armen Frau, die sich ihren kümmerlichen Unterhalt mit Kaufgarnspinnen verdient.

Die arme Frau hatte eben 4 Gr. für Spinnlohn erhalten, und ist in Begriff, sich Flachs und Brot dafür zu kaufen. Aber wie die Bergheim schickt, hungert sie selbst lieber, und giebt ihr die 4 Gr.

Diese edle Frau erhielt, zur Belohnung ihrer schönen That, die Einnahme von einem der folgenden Abende, welche gleichfalls sehr beträchtlich war.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete *) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste **)
Von den nächsten Dächern stieg.

---

*) Der Hahn. Er wird so genannt, weil der Landmann aus seinem Krähen zuweilen auf eine bevorstehende Veränderung des Wetters schließt.

**) Katzen.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, daß Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um,

Stolpert endlich über Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.

Ein Diamants ists, sprach der Alte,
Den ich für Den von euch behalte,
Der, mittelst einer edeln That,
Dazu den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der älteste der Brüder:
Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth? —
Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,
Ließ sich der Vater hier vernehmen;
Wer anders thut, der muß sich schämen,
Denn ehrlich sein, heißt uns die Pflicht;
Die That ist gut, doch edel nicht.

Der Andre sprach: Auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See;
Ich aber zog es in die Höh',
Und rettete des Kindes Leben.
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben. —
Du thatest, sprach der Greis, mein Kind,
Was wir, als Menschen, schuldig sind.

Der Jüngste sprach: Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen,

An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke. —
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
Der Ring ist dein! Welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!

Der Priester und der Kranke.

Es rasten Pest und Tod in einer großen Stadt;
Die Priester wurden heisch, die Todtengräber matt;
So wuchs der Kranken Zahl, so häuften sich die Bahren,
Geschlechter starben aus, viel Junge vor den Jahren,
Viel Alte, doch nicht gern; das sah nun kläglich aus.

Einst kam ein Ordensmann in ein gewisses Haus,
Hier lag ein kranker Greis, und stritt mit seinem Ende.
Sein Pfühl war mürbes Stroh, sein Hüter kahle Wände,
Zwei Sägen und ein Beil sein ganzes Hab' und Gut.

Mein Freund, hub jener an, faßt einen frohen Muth;
Der Kerker dieser Welt wird euch nun aufgeschlossen,
Wo ihr des Wermuths viel, und wenig Lust genossen.

Verzeiht, antwortete der arme kranke Mann,
Ich habe gut gelebt, so weit ich denken kann.
Mich quälen weder Neid, noch Haß, noch Nahrungs-
sorgen;
Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb mir alle Morgen
Des Tages Unterhalt; von Schulden war ich frei,
Gesund, mein eigner Herr, was fehlte mir dabei?

Der Pfarrer wußte nicht, was er gedenken sollte,
Doch fragt' er, ob er denn auch gerne sterben wollte?

Warum nicht? sprach der Greis, da, wie ihr sehen könnt,
Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust gegönnt?

O, möchten Groß und Klein des Alten Lehre fassen:
Wer sich begnügen läßt, lebt fröhlich, stirbt gelassen.

Fortsetzung
der oben abgebrochenen Geschichte des armen Rudi und seiner Kinder.

Ich habe euch oben, liebe junge Leser, mit der Noth und Tugend des armen Tagelöhners Rudi und seiner Kinder bekannt gemacht.

Vielleicht hat euch die Geschichte von diesen lieben wackern Leuten eben so sehr gerührt, als mich, und vermuthlich wünscht ihr, noch mehr davon zu hören. Jetzt kann ich diesen euren Wunsch erfüllen.

Der gute Rudi war nicht durch eigene Vergehungen, sondern durch die Bosheit eines abscheulichen Mannes, des Vogts im Dorfe, in das große Elend gerathen, worin wir ihn kennen gelernt haben.

Dieser gottlose Vogt hatte wegen einer großen schönen Wiese, welche dem Rudi gehörte, und welche ihn und die Seinigen ernährte, einen Rechtshandel mit ihm angefangen, hatte falsche Zeugen aufgestellt, welche schwören mußten, daß diese Wiese ihm, dem Vogte, und nicht dem Rudi gehöre, und so hatte der Richter, welcher Herr des Dorfs war, nicht umhin gekonnt, dem

Rudi sein rechtmäßiges Eigenthum abzusprechen, und es dem Bösewichte, dem Vogte, zuzuerkennen.

Nun war Rudi dadurch in die äußerste Armuth gerathen. In diesen Umständen starb ihm seine Frau und, wie wir wissen, auch seine gute alte Mutter. Er selbst und seine armen hülflosen Kinder blieben im Elende zurück.

Die Einzigen, Lienhard und Gertrud, hatten sich ihrer, so gut sie konnten, angenommen. Aber diese waren selbst arm; sie konnten also weiter nichts, als ihr Bißchen Armuth mit ihnen theilen Und das thaten sie treu und redlich.

So waren nun schon viele Jahre verstrichen. Der Gutsherr war unterdeß gestorben, und sein Enkel, der Junker Arner, war wieder Herr des Dorfs geworden.

Die gütige Vorsehung, welche jedes Unrecht über kurz oder lang an den Tag bringt, wußte auch dies Mahl es so zu lenken, daß Arner den abscheulichen Betrug, den der Vogt gespielt hatte, in Erfahrung brachte. Den Augenblick beschloß dieser brave Herr, nicht nur dem Rudi wieder zu dem Seinigen zu verhelfen, sondern ihm auch das Unrecht, welches er gelitten hatte, auf das nachdrücklichste zu vergüten.

In dieser Absicht fuhr er mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern von seinem abgelegenen Schlosse nach dem Dorfe, und trat bei dem guten Prediger ab. Er befahl zugleich, daß die schönste Kuh aus seinem Stalle ihm nachgeführt werde.

Sobald er nun den Prediger von Allem benachrichtigt hatte, schickte er hin, und ließ den Rudi zu sich kommen.

Dieser erschien, und der Junker streckte dem armen Mann die Hand dar, und sagte:

Rudi, mein Großvater hat dir Unrecht gethan, und dir deine Wiese abgesprochen. Das war ein Unglück; der gute Herr ist betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen, und nicht nachtragen.

Der Rudi aber antwortete: Ach Gott, Junker! ich wußte wol, daß er nicht Schuld war.

Warest du nicht böse auf ihn? sagte der Junker.

Und der Rudi: Es that mir freilich bei meiner Armuth, und insonderheit im Anfange oft schmerzlich weh, daß ich die Wiese nicht mehr hatte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß, daß es wahr ist, und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wol, daß er nicht Schuld hatte. Was wollte er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich ablegten? Der gute alte gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Almosen gegeben, und auf alle Feste sandte er mir in meinem Elende allemahl Fleisch, Wein und Brot, — daß ihm Gott es lohne, dem alten lieben gnädigen Herrn! Wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat!

Der Rudi hatte Thränen in den Augen, und sagte dann weiter: Ach Gott, Junker! wenn er auch nur so allein mit uns geredet hätte, wie Ihr, es wäre Vieles nicht geschehen; aber die Blutsauger waren immer, immer, wo man ihn sah, um ihn her und verdrehten Alles.

Junker. Du mußt jetzt das vergessen, Rudi! Die Wiese ist wieder dein: ich habe den Vogt in dem Protokoll durchstreichen lassen, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Rudi!

Der Rudi zittert — stammelt — Ich kann Euch nicht danken, gnädiger Herr!

Der Junker antwortete: Du hast mir nichts zu danken, Rudi, die Wiese ist von Gott und Rechtswegen dein.

Jetzt schlägt der Rudi die Hände zusammen, weint laut, und sagt dann: O! meiner, meiner Mutter Segen ist über mir! schluchzet dann wieder und sagt: Gnädiger Herr! sie ist am Freitage gestorben, und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: es wird dir wohlgehen, Rudi! — O, wie sie mich reut, Junker! meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen, und der Junker sagte: Du guter frommer Rudi! Gottes Segen ist wol bei dir, da du so fromm bist.

Es ist der Mutter Segen, — ach! der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker! sagte der Rudi, und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer, daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen! sagte der Junker zum Pfarrer.

Es ist jetzt überstanden, Junker, sagte der Rudi, und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann euch nicht genug danken für Alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Wiese. Ich weiß nicht, was ich sagen, noch was ich thun soll, Junker! Ach, wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das noch erlebt hätte!

Junker. Frommer Mann, sie wird sich deines Wohlstandes auch in der Ewigkeit freuen; deine Wehmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hätte, daß der Vogt dir

auch noch die Nützung deines Guts und deine Kosten zu vergüten schuldig ist.

Pfarrer. Hierüber muß ich doch, gnädiger Herr! dem Rudi etwas vorstellen. — Der Vogt ist in sehr klammen Umständen; er ist dir freilich die Nützung und die Kosten schuldig, Rudi, aber ich weiß, du hast so viel Mitleiden, daß du mit ihm nicht genau rechnen, und ihn in seinen alten Tagen nicht ganz an den Bettelstab bringen wirst. Ich habe ihm in seinen traurigen Umständen versprochen, so viel ich könne, für ihn um Barmherzigkeit und um Mitleid zu sprechen, und ich muß es also auch gegen dich thun, Rudi! Erbarme dich seiner in seinem Elende.

Rudi. Von der Nützung ist gar nicht zu reden, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer; und wenn der Vogt arm wird — ich will mich nicht rühmen, aber ich will gewiß thun, was recht ist.

Seht, Herr Pfarrer, die Wiese trägt wol mehr, als für drei Kühe, Futter; und wenn ich zwei halten kann, so habe ich, weiß Gott! genug, mehr als ich hätte wünschen dürfen, und ich will von Herzen gern den Vogt, so lange er lebt, alle Jahr für eine Kuh Heu darab nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr kristlich und brav, Rudi; der liebe Gott wird dir das Uebrige ersetzen.

Arner. Das ist wol recht und schön, Herr Pfarrer; aber man muß den guten Mann bei Leibe nicht beim Worte nehmen; er ist von seiner Freude übernommen. Rudi, ich lobe dein Anerbieten, aber du mußt das Ding ein paar Tage ruhig überlegen; es ist dann noch immer Zeit, so etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen werde.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr!

aber gewiß nicht so, daß mich etwas Ehrliches gereuen sollte, wenn ichs versprochen habe.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi; es ist für einmahl genug, wenn du dir eben nicht viel für die Nützung versprichst. Wenn sodann der Vogt doch in Mangel kommen sollte, und du die Sache bei dir selber genugsam überlegt haben wirst, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Rudi. Ja gewiß, Herr Pfarrer, will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird!

Junker. Nun, Rudi, ich möchte gern, daß du heute recht freudig und wohl zu Muthe wärst. Willst du hier gern bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen daheim findest.

Rudi. Ihr seid auch gar zu gütig, gnädiger Herr! Aber ich sollte heim zu meinen Kindern gehn, ich habe Niemand bei ihnen. Ach! meine Frau liegt im Grabe, — und jetzt meine Mutter auch!

Junker. Nun, so gehe in Gottes Namen heim zu deinen Kindern. — Unten im Pfrundstalle ist eine Kuh, die ich dir schenke, damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und damit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenkens freuest. — Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Heu von des Vogts Bühne lade; denn es ist dein; du wirst das Fuder gerade jetzt bei deinem Hause finden, und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig sind, so kannst du das nöthige Holz in meinem Walde fällen lassen.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen sollte, so hatte ihn dieses Alles übernommen.

Und die Verwirrung des Mannes, der kein Wort

hervorbringen konnte, freute Arner mehr, als seine Danksagung ihn hätte freuen können.

Der Rudi stammelte zuletzt einige Worte von Dank. Arner unterbrach ihn, und sagte lächelnd: Ich sehe wol, daß du dankest, Rudi; bot ihm sodann noch einmahl seine Hand, und sagte weiter: Gehe jetzt, Rudi, fahre mit deiner Kuh heim, und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Haushaltung euer Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen, es zu thun.

Da ging der Rudi von Arner weg, und führte die Kuh heim.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und Alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Hierauf sagte Therese, des Arner Gemahlinn: Was das für ein Abend war, Junker! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an, — aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer, als alle Schönheit der Erde. — Ja, wahrlich, Geliebte! sie ist größer, als alle Schönheit der Erde, sagte der Junker.

Und der Pfarrer: Meine Thränen danken Ihnen, Junker, für den herrlichen Auftritt, den Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben, Junker, empfand ich die innere Größe des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes. — Aber, Junker, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.

Die Frau Pfarrerinn aber drückte die Kinder, die alle Thränen in den Augen hatten, an ihre Brust, re-

dete nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder, und weinte, wie sie.

Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: Wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehn; schicket doch unser Abendessen dahin.

Und die Frau Pfarrerinn sagte zu Arner's Gemahlinn: Gefällts Ihnen, so gehen wir mit unsern Kindern.

Sehr gerne, antwortete Therese. Und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehn.

Arner hatte ein gebratenes Kalbsviertel in seinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung; die Pfarrerinn hatte Suppe dazu kochen lassen, und sie hatte Alles eben abschicken wollen; jetzt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu, und Klaus, Arner's Bediente, trug Alles in die Hütte des armen Mannes. Alles Volk aus dem Dorfe, jung und alt, Weib und Mann, alle Kinder aus der Schule, standen bei des Rudi Hütte, und bei dem Heuwagen, und bei der schönen Kuh.

Einen Augenblick nur hinter dem Klaus kamen der Junker und seine Gemahlinn, der Pfarrer, die Frau Pfarrerinn und alle Kinder auch in die Stube, und fanden — und fanden — und sahn — im ganzen Hause nichts, als halbnackende Kinder — sterbende — Hunger und Mangel athmende Geschöpfe.

Das ging Arner'n von neuen ans Herz: Was die Unvorsichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend erzeugen! dachte er.

Alles, Alles war vom Elende des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: Dieser Rudi will jetzt dem Vogte, der ihn zehn Jahre lang in dieses Elend, das ihr da seht, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Heu von seiner Wiese versichern.

Man muß das nicht leiden, sagte Therese, schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend. Nein, das ist nicht auszustehen, daß der Mann bei seinen vielen Kindern einen Heller des Seinigen dem gottlosen Buben verschenke!

Aber wolltest du, Geliebte, wolltest du dem Laufe der Tugend und der Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat — auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegt und zu Thränen bringt? sagte Arner.

Nein, nein, das will ich nicht! Verschenke er alle seine Habe, wenn er's kann. Einen solchen Menschen verläßt Gott nicht.

Arner sagte jetzt zum Rudi: gieb doch deinen Kindern zu essen.

Der Rudeli aber nimmt seinen Vater beim Arm, und sagt ihm ins Ohr: Vater, ich bring' doch der Gertrud noch etwas? — Ja, sagte der Rudi; aber wart nur.

Arner hatte das Wort Gertrud gehört, und fragte den Rudi: was sagte der Kleine von Gertrud?

Da erzählte der Rudi dem Arner von den gestohlenen Erdäpfeln — von dem Todtenbette seiner Mutter — von der Güte des Lienhard und der Gertrud, und wie selbst die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen seien.

Dann setzte er hinzu: Gnädiger Herr! der Tag ist mir so gesegnet, aber ich könnte mit Freuden keinen Mundvoll essen, wenn ich diese Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner gelobt — wie dann die Frauen die stillen Thaten einer armen Mäurerinn — wie sie das erhabene Todbette der Kathrine mit Thränen bewun-

derten — wie dann der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienhard und Gertrud gelaufen, sie einzuladen — und wie diese mit ihren Kindern beschämt, mit niedergeschlagenen Augen, nicht auf des Rudeli Bericht, sondern auf Arner's Befehl, der seinen Klaus nachgeschickt hatte', endlich kamen — auch wie Karl für den Rudeli vom Papa, und Emilie für Gritte und Lise von der Mama Schuhe und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten — auch wie sie den armen Kindern von ihrem bessern Essen immer zulegten — auch wie Therese und die Frau Pfarrerinn mit ihnen so liebreich waren; wie aber diese erst, da Gertrud kam, recht freudig wurden — ihr Alle zuliefen — ihre Hände suchten — ihr zulächelten, und sich an ihren Schooß drängten — alles Das will ich mich hüten, mit vielen Worten zu erzählen.

Arner und Therese standen, so lange sie konnten, bei diesem Schauspiele der innigsten Rührung, beim Anblicke des erquickten und ganz geretteten Elends. Endlich nahmen sie mit Thränen in den Augen stillen Abschied.

Und der Junker sagte zum Kutscher: Fahre eine Weile nicht stark.

Die Frau Pfarrerinn aber suchte noch alles übriggebliebene Essen zusammen, und gab es den Kindern.

Und Lienhard und Gertrud blieben noch beim Rudi bis um 8 Uhr, und waren von Herzen fröhlich.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.

Die Freunde liefen scharenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es alle Mahl: uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn; und nun erzähle!

Was ward da nicht erzählt! Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen *) ist:
Elf hundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen, fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott, noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naßgemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.

Man sah mich oft erstaunt an ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.

---

*) Ein wildes Volk in Nordamerika.

Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich von ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud', und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde,
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde? —

Ach nein! — So suchen sie der Weisen Stein? *) — Ihr irrt. —
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden? **) —
Nein! — So bereun sie alte Sünden? —
Das ist es Alles nicht. — So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen!

---

*) Es hat oft Betrüger gegeben, welche andern Leuten vorlogen, es gebe eine gewisse Materie, wodurch man die geringeren Metalle in Gold verwandeln könne. Diese Materie nannten sie den Stein der Weisen.

**) So wollten sie vielleicht erfinden, wie man den Raum, den eine Zirkellinie einschließt, in ein Viereck einbringen könne?

Damon und Pythias.

Wer hat den größten Schatz auf Erden,
Und wo mag er gefunden werden?
So fragte, wenn man's glauben soll,
Der Grieche Damon einst den Delphischen Apoll.
Des Gottes Antwort war: Du hast ihn längst besessen,
Und weißt es nicht; vor deiner Thür
Wirst du ihn finden, traue mir. —
Wie schnell fliegt Damon fort; jetzt geizig, erst vermessen!
Wie? denkt er, scherzt Apoll? Nein! Göttern ziemt kein Spaß. —
Jetzt sieht er schon sein Haus; da steht sein Pythias.
Mein Theurer! ruft er ihm von weiten,
Ein Schatz, der größte Schatz liegt hier;
Komm eilends, halb gehört er dir.

Sie waffnen sich mit Grabescheiten,
Der Ort wird umgewühlt; sie graben in die Nacht,
Kein Feierabend wird gemacht.
Kein Schatz erscheint. Doch seht! mit lächelnder Geberde
Wirft Damon unverhofft sein Werkzeug auf die Erde.
O, rief er, bin ich nicht ein Thor?
Freund! den die Tugend mir erkor,
Komm, Pythias! laß dich umfangen,
Du bist der größte Schatz; kann Damon mehr verlangen?

Ich billige des Griechen Satz:
Ein treuerfundner Freund, das ist der größte Schatz.

Eine Geschichte aus Franken.

Am Fluß Kocher liegt ein kleines Dörfchen, Namens Gutleuthen. Hier schlug vor zwei Jahren das Gewitter in die Hofstelle eines Söldners *) ein, der bei der frömmsten Tugend darbte, und ehe er sich besinnen konnte, das Wenige, was er noch hatte, in der Asche liegen sah.

Es war Niemand, der nicht Theil an seinem Unglücke nahm. Die kleine Gemeinde lief herzu, und Jeder bestrebte sich, die geringe Hülfe, die in seinem Vermögen stand, zur Unterstützung der Verunglückten beizutragen.

Allein, wie wenig ist in dem Vermögen Derjenigen, welchen es an Allen fehlt! Dies ist der Zustand der Gemeinde Gutleuthen. Die bittere Armuth scheint da, — so wie überhaupt in der dortigen Gegend — recht zu Hause zu sein.

Jedoch die Vorsicht hat einen Prediger nach Gutleuthen gesetzt, der in allem Betracht ein Mann Gottes ist. Ein Mann, der mit vielen Einsichten das schönste Herz und die für einen Sterblichen mögliche vollkommenste Tugend verbindet; ein Mann, der voll Eifer gegen seinen Gott und voll Liebe gegen seinen Nächsten ist.

Dieser vortreffliche Mann ward über das vorgefallene Unglück nicht wenig gerührt; er war einer der Ersten, die auf den Platz eilten, wo Hülfe nöthig, obgleich, bei dem allzuschnellen Ausbruche des Feuers, un-

*) So nennt man den Besitzer einer kleinen Bauerhütte.

möglich war, und nachdem er die Leidenden beruhigt und die Umstehenden über die Zulassung Gottes belehrt hatte, so wußte er für den gegenwärtigen Augenblick nicht mehr zu thun, als daß er eine kleine Sammlung von der Mildthätigkeit der Einwohner machte, wovon man die Verunglückten so lange, bis ergiebigerer Rath geschafft würde, unter Dach bringen und speisen könnte. Es versteht sich, daß er diese Sammlung mit seinem eigenen Beitrage anfing.

Jedoch, man wisse auch, daß dieser musterhafte Geistliche selbst mittellos ist. Eine elende, der Armuth des Dorfs angemessene Besoldung ist Alles, wovon er lebt; und auch hievon theilt er seinen ganz armen Pfarrkindern noch mitleidig mit, so viel ihm möglich ist. Der Würdige! — Sobald er für die Nothleidenden eine Herberge ausgemacht hatte, setzte er einen Brief an den Baron von Gutleuthen auf, der sich am Hofe zu *** in Diensten befand. Hierin schilderte er dem Baron das vorgefallene Unglück, die bedauernswürdige Lage der Verunglückten und überhaupt die Armuth seines Dorfs mit den rührendsten Farben. Er endigte damit, daß das Schicksal dieser verunglückten Familie nunmehr gänzlich von der Großmuth ihres Herrn abhange, und daß die ganze Gemeinde hoffe, wie er sich hier als ihren edelmüthigen Beschützer zeigen werde.

Ich will kurz sagen, was der Baron von Gutleuthen erwiederte:

„Er finde sich nicht in dem Falle, von seinen Ein-
„künften etwas entbehren, noch sich in die Privat-
„angelegenheiten seiner Unterthanen mischen zu
„können; wenn aber dem Herrn Magister gleich-
„wol an dieser Sache gelegen sei, so überlasse er

„ihm, um einen Brandbrief *) für die Abgebrann-
„ten bei der Hofkanzelei einzukommen. —"

Wenn ihr, meine jungen Leser, über diese Erklärung erschreckt, so denkt, daß es nur wenige solche harte Herzen unter unsern Brüdern geben mag. — Laßt den Baron; kommt zu unserm würdigen Geistlichen zurück.

Weit entfernt, daß sich derselbe durch eine solche Antwort hätte sollen abschrecken lassen, ferner Etwas für die Verunglückten zu thun, macht er ein Schreiben an die Kanzelei fertig, worin er um einen Brandbrief für die Abgebrannten bittet; und siehe da, er trägt es selbst in die Kanzelei. Sein Ansuchen wurde ihm nicht schwer gemacht, und er bekam alsobald, was er suchte.

Nunmehr erhob sich einer der schwierigsten Fälle bei dieser Sache. Der Brandbrief war ausgefertigt, aber da war Niemand, der ihn in der Gegend hätte herumtragen mögen. Die Verunglückten konnten's nicht; sie bestanden aus einem 70jährigen Greise und einer einzigen Tochter, die jetzt für ihren Vater arbeitete, ihn erhielt und zu seiner Pflege unentbehrlich war. Er hatte zwar noch einen Sohn; allein den hatten zwei Jahre vorher die Werber weggenommen. Jemand in der Gemeinde zu diesem Auftrage zu bekommen, war unmöglich, weil ein Jeder bei den Seinigen, und in dieser Jahrszeit bei seiner Wirthschaft, nothwendig war, überdies auch nicht auf seine eigene Kosten herumreisen konnte.

Jedoch, was ist dem Menschenfreunde zu schwer! — Ihr habt's errathen, meine Leser; — er selbst, der edle

*) Ist ein Schreiben, worin sowol bescheinigt wird, daß der Genannte das Seinige durch Feuer verloren habe, als auch gebeten wird, ihm mit einer Beisteuer zu helfen.

Pfarrer übernimmt die Einsammlung; er verläßt seine Pfarrwohnung, reiset auf seine Kosten, reiset zu Fuße, da seine Einkünfte kein Pferd ernähren können, — und so bittet er in der Gegend herum mit dem Brandbriefe für eine verunglückte Söldnerfamilie.

Gott, der mit Wohlgefallen auf ein solches Werk vom Himmel herabsieht, segnete es sichtbarlich. Ueberall, wo der Pfarrer einsprach, waren die Menschen zum Beitrage bereitwillig; und so brachte der Gottesmann die Woche hindurch mit seiner wohlthätigen Wallfahrt zu. Am Sonnabend kam er gewöhnlich nach Hause, zahlte von dem eingesammelten Gelde den Bauleuten aus, die unterdessen schon wieder an des armen Söldners Gehöfte hatten zu arbeiten anfangen müssen, dachte auf seine Predigt, und legte sie dann mit voller Kraft am Sonntage ab.

Es war einer seiner letzten Ausgänge, als ihm auf der Landstraße nach Nürnberg ein Postwagen begegnete. Der Graf von Edelheim, welcher darin saß, sah einen ehrbaren Mann zu Fuß, welcher vom Regen ganz durchnäßt war. Es rührte ihn, er ließ anhalten, und nachdem er von unserm Pfarrer vernommen hatte, daß er ebendenselben Weg zu reisen gedenke, so bat er ihn, in seinen Wagen einzusteigen.

Diese Leutseligkeit wurde dem Grafen reichlich belohnt. Der würdige Prediger, der ein eben so unterhaltender Gesellschafter, als aufgeklärter und rechtschaffener Mann war, vertrieb ihm aufs angenehmste die Zeit, und rührte besonders durch die Erzählung des Endzwecks seiner Wanderschaft des Grafen edles Herz im höchsten Grade.

Als sie angekommen waren, bat der Graf den Pfarrer, mit ihm im Posthause zu Mittage zu speisen. Es

geschah; aber auch diese Zeit eilte für den Grafen zu schnell vorbei, und schwer, sehr schwer wurde es ihm, sich von diesem trefflichen Reisegefährten zu trennen. Begeben Sie sich gerades Weges wieder nach Hause? fragte der Graf beim Abschiede; — gut, so sollen Sie wenigstens da noch einmahl Nachricht von mir finden.

Als der Pfarrer zu Hause kam, übergab man ihm einen Brief. Ein Fremder hatte ihn abgegeben. Er fand folgende Zeilen:

Würdiger, lieber Mann!

„Wenn die Tugend an und für sich selbst schön ist, wie viel reizender ist sie, wenn man sie da antrifft, wo sie ganz vorzüglich sein soll! Diese Ueberzeugung bin ich Ihrem Umgange schuldig. Seitdem ich Sie kennen gelernt habe, glaube ich fest, wenn die Tugend in menschlicher Gestalt auf der Erde erscheinen wollte, so konnte sie keinen anständigern Posten wählen, als den Ihrigen, den Posten eines würdigen Geistlichen. Betrachten Sie Beiliegendes als eine Frucht der Gesinnungen, die Sie mir durch Ihr Beispiel eingeflößt haben. Ich bin zu sehr von Verehrung für Sie eingenommen, um befürchten zu dürfen, daß Sie meinen Absichten nicht die rechte Auslegung geben sollten.“ —

In diesem Briefe lag die Summe von 40 Pistolen eingewickelt, mit der Ueberschrift:

Dem würdigen Pfarrer
zu
eigenem Gebrauch.

Ohne das Mindeste von dieser Summe für sich anzuwenden, zeigte sie der unvergleichliche Pfarrer dem Söldner an; und nachdem er die völlige Ergänzung

des Hausbaues und einiger Nothdürftigkeiten für den armen Mann davon bestritten hatte, wandte er den Rest zum Ankauf einer Gewitterstange an, die er zum Besten des Dorfes auf dem Gipfel der Kirche zu Gutleuthen errichten ließ.

Die Kinder.

Zwei Kinder spielten einst hart an des Piko*) Fuß,
Und faßten kühnlich den Entschluß,
Um ihre Fertigkeit zu zeigen,
Des Berges Gipfel zu ersteigen.
Sie mochten kaum zehn Schritt' hoch sein,
Da hörte man sie jauchzend schrein;
O, welch entzückendes Vergnügen!
Wir haben schon den Berg erstiegen.

Es blies sich Einer auf, und sprach:
Ich gehe der Gelehrtheit nach!
Ein Andrer rief: vernehmt, daß ich nach Weisheit reise!
Kaum hatten sie fünf Schritt gethan,
So schrien sie: Menschen! seht uns an,
Ich bin gelehrt, und ich bin weise!

---

*) Der Piko oder Spitzberg von Teneriffa ist ein hoher Berg, auf der Insel Teneriffa, unweit Afrika im Atlantischen Meere.

Der Strauß und die Vögel.

Die Völker der Lüfte, das leichte Geschlechte,
Die Vögel, verglichen die streitigen Rechte,
Und setzten, als sie sich in Sicherheit sahn,
Zum Reichstag den ersten des Maimonats an.

Kaum wichen die Schatten dem steigenden Lichte,
Kaum zeigte sich Phöbus *) mit heiterm Gesichte,
Als tausend Geschlechter vom bergigen Hain
Erschienen, um bei der Versammlung zu sein.

Es ließen sich Adler mit Kranich und Pfauen,
Es ließen sich Geier und Habichte schauen,
Drauf kamen die Reiher, der reinliche Schwan,
Die Kropfgans, der Falke, der Indische Hahn,

Die Sperber, die Raben, der Kuckuck, die Störche,
Und endlich die Kleinen, darunter die Lerche,
Der Gimpel, die Wachtel, der schwätzige Star,
Der Finke, der Grünitz, die Nachtigall war.

Wer möchte die mancherlei Tausende nennen?
Wer könnte die mancherlei Tausende kennen?
Das Heer des Geflügels, so selbigen Tag
Zusammen von Reichs wegen kommen sein mag?

Es ward auch bei solcher unzähligen Menge
Beinahe der Raum der Versammlung zu enge.
Inmittelst erhub sich ein plötzlich Geschrei,
Daß außer den Schranken ein Reisender sei,

---

*) Die Sonne.

Der doch seinen Stand nicht bescheinigen könne,
Und sich einen Straußen aus Afrika nenne.
Gleich machten sich einige Vögel hinaus,
Und fragten den Reisenden eigentlich aus.

Was? ließ sich der Fremde mit Unwillen hören,
Will man einem Reichsstand den Zutritt verwehren?
Verlangt man von Straußen unnöthgen Beweis?
Bin ich nicht ein Vogel? beseht mich mit Fleiß.

Mein Ursprung berechtigt mich, Federn zu tragen;
Was brauch' ich von Schnabel und Klauen zu sagen?
Ich habe ja Flügel, dies schützt mich genug.
Verwarf man den Vogel, der Fittige trug?

Die Vögel versetzten nach kurzem Bedenken:
Du gleichst einem Vogel, das will man dir schenken;
Doch kann auch dein Einlaß nicht eher geschehn,
Als bis wir zum Himmel dich fliegen gesehn.

Denn das ist kein Vogel, deß muntere Schwingen
Empor von der Erde zur Wolke nicht dringen.
So sagten die Vögel dem trotzigen Strauß,
Doch dieser schlug ihre Bedingungen aus,

Und ging von den Vögeln zum Reiche der Thiere. —
Was helfen dem Edelmann Helm und Paniere,
Was nützen ihm Feder, und Wappen, und Geld,
Wenn ihn seine Trägheit zum Pöbel gesellt?

Die Reise durchs Leben.

Ein Wanderer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte.

Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmahl so viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte.

Wie er nun so unentschlossen dastand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, und fragte: wo er hinwolle? Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich, sein Führer zu sein, wenn er ihm folgen wolle.

Aus seinen Augen leuchtete etwas Majestätisches und Liebevolles hervor, welches dem Wanderer sogleich ein solches Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie gingen also mit einander fort.

Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön am Himmel, die Vögel sangen in der Luft, in der Ferne rauschten Bäche, und die Wiese glänzte von Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumenfelder hin. Rundumher erblickte man nichts als eine reizende Ebene; außer wenn man gerade vor sich hinsah, so war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmere, den man aber, wegen seiner weiten Entfernung, kaum bemerken konnte.

Ach wie schön, rief der Wanderer voll Entzücken aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!

Siehst du in der Ferne jenen Hügel? antwortete der Greis; der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen.

O, der ist ja noch weit entfernt, sagte der Wanderer, und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wol so gar mühsam nicht sein, weil es nur ein kleiner unbedeutender Hügel ist.

Als sie noch so sprachen, fing der Weg an, etwas unebener und rauher zu werden, als er im Anfange gewesen war. Anstatt, daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen im tiefen Sande, und kam auf einem dürren, sandigen Erdreiche wieder zum Vorschein.

Die Sonne stieg höher herauf, und fing schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herabzuschießen Indeß näherten sie sich dem Hügel.

Dieser schien sich bei jedem Schritte zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt als ein hoher, steiler Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte.

Dieser fing nun an, kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sonnenhitze wol unmöglich wäre, ihn zu übersteigen.

Hier geht gleich ein Weg ab, sagte der Greis, der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon Mancher hat mich hier verlassen, und diesen Weg erwählet, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du ebenfalls gedenkst. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei; glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!

Der Wanderer trauete seinem Führer, und folgte ihm.

Jetzt kamen sie an den Berg, der wirklich nicht so schrecklich steil war, als es ihnen vor kurzen

noch geschienen hatte. Nichts desto weniger wollte sich der Wanderer alle Augenblick ein wenig ausruhen; sein Führer aber sprach ihm Muth ein, und sagte:

Sei nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel; bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden erstiegen haben!

Wenn nun der Wanderer träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal, und wurde auf einmahl wieder fröhlich und munter. Auf die Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herumzog, immer weiter von der rechten Straße abging, und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte.

Jetzt dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihn von diesem Wege abgerathen habe.

Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehr Berge zeigten, wovon einer immer höher war als der andere. —

Laß dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken, sagte der Greis, und denke, daß wir uns nur darin erquicken wollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weitersetzen können; denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen.

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen ins Thal hinab, setzten sich unter einen Baum, und labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen, reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit, sagte der Greis, aber die Arbeit nach dem Genusse ist nicht weniger angenehm, darum laß uns aufstehen, und unsere Reise fortsetzen, denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen!

Nun ging ihre Reise gut von Statten, auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten. Am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, sobald die Sonne aufging, waren sie schon wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg.

So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche gingen, nun immer näher kämen.

Oft schien sich ihr Weg in unabsehlichen Krümmungen zu verlieren; allein, ehe man es sich versah, lief er wieder schön und gerade vor ihnen über die Ebene hin.

Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen; allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsche hinauf, so daß sie ihn, wider alles Vermuthen, dennoch ganz bequem ersteigen konnten.

Einmahl aber gingen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke herab, welche alle Augenblicke herabzustürzen drohten.

Der Wanderer fing an zu zagen; jedoch ein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch,

die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand.

Nun setzte der Wanderer ein recht volles Zutrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durchs Feuer hätte mit ihm gehen sollen.

Eines Tages war es so heiteres Wetter, und Alles so still um sie her, sie hatten einen rauhen Weg zurückgelegt, und gingen nun auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirne trocknete; da blickte der Greis den Wanderer freundlich an, und sagte: Sei getrost! unsre Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du es dir versiehest, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit offnen Armen zu empfangen.

Aber, zittre nicht, wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich nur fest an mir, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurchführen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen!

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen eröffnete. Allein der Wanderer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab.

Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwanden, da konnte er seinen Führer fast nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihm; und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinem Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal.

Plötzlich ging eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Diese Geschichte, Kinder, ist ein Bild des menschlichen Lebens. Sucht sie also auf euch anzuwenden.

Ihr habt nun auch eure Wanderschaft durch dies Leben angetreten. Bis jetzt ist euer Weg noch immer so ziemlich eben und gebahnt gewesen. Ihr habt noch wenig Ungemach erlitten.

Nun seid ihr in einem Alter, wo ihr von den Wegen, die vor euch liegen, einen wählen, und euch entschließen müßt, ob ihr gute Menschen werden wollt, oder nicht.

Fühlt ihr nicht Alle tief in eurer Seele den Wunsch, recht vergnügt und recht glücklich zu sein? Glückseligkeit ist also wol das Ziel, wonach ihr Alle strebt; dies ist die Stadt, welche ihr sucht, der einzige Endzweck eurer Reise.

Und wenn ihr das Ziel verfehlen solltet, was würde euch dann wol noch übrig bleiben, als Reue und Verzweiflung!

Der einzige Weg nun, zu einer wahren Glückseligkeit zu gelangen, ist, daß ihr euch der Führung Gottes gänzlich überlaßt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, was ihr euch unter dieser Führung Gottes denken sollt?

Gott führt euch nicht unmittelbar, wie der Greis den Wanderer, er hat euch aber eure gesunde Vernunft und seine heiligen Gebote gegeben. Durch diese will er euch den rechten Weg zur Glückseligkeit leiten.

Wenn ihr also vernünftig handelt, und die Gebote Gottes aufs genaueste beobachtet, so überlaßt ihr euch eben dadurch der Führung Gottes.

Dann müßt ihr aber nicht verlangen, daß euch Gott zur Belohnung dafür, daß ihr seine Gebote haltet,

beständig soll auf Rosen gehen lassen. Ihr müßt vielmehr den Weg so nehmen, wie er nun einmahl ist.

Denn ein Wanderer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zu Gefallen, und damit er etwas bequemer gehen könne, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig könnt auch ihr begehren, daß die ganze Einrichtung der Welt verändert werden soll, damit ihr gar keine Widerwärtigkeiten und nichts Unangenehmes im Leben zu ertragen hättet.

Wenn ihr also jetzt gleich noch wenig Ungemach erlitten habt, so stellt euch doch ja nicht vor, daß ihr in eurem künftigen Leben gänzlich davon befreiet sein werdet. Macht euch vielmehr schon früh auf die Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten gefaßt, damit ihr das Vertrauen auf Gott nicht fahren laßt, wenn sie unvermuthet über euch kommen.

Wenn ihr oft glaubt, daß euch nichts fehle, und daß ihr vollkommen glücklich seied, wenn die ganze Natur um euch lächelt, und Alles Freude athmet, so stellt euch dies Leben nicht so reizend vor, sondern denkt an den kleinen Hügel, den der Wanderer in der Ferne erblickte, und welcher nach und nach, so wie sie ihm näher kamen, zu einem hohen Berge wurde.

Murret also nicht wider Gott, wenn euer Weg durch dies Leben zuweilen etwas rauh und uneben werden sollte. Wenn ihr krank seid, oder Schmerzen empfindet, so ertragt es standhaft, und denkt, der Weg ist nun einmahl nicht anders.

Und wenn ihr euch dann bewußt seid, daß ihr Gottes Gebote beobachtet, so seid ihr auch gewiß, daß Gott es ist, der euch führt, und daß er den Weg zur Glückseligkeit besser weiß, als wir ihn wissen.

Wenn ihr also nur fromm und fleißig seid, so müßt ihr

das Uebrige, was eure künftigen Schicksale betrifft, völlig Gott überlassen, und euch darüber keine Gedanken machen.

Auch wenn ihr etwas lernen sollt, wodurch ihr euch künftig einmahl eure Nahrung erwerbt, so stellt euch das ja nicht so leicht und unbedeutend vor, und denkt an den kleinen Hügel, der immer größer wurde, je näher der Wanderer hinankam.

Stellt es euch aber auch nicht gar zu mühsam und schwer vor, und denkt, daß der Berg, als sie ihn wirklich erstiegen, lange so steil nicht war, wie es ihnen noch vor kurzen geschienen hatte.

Laßt also den Muth nicht sinken, denn sobald man eine Sache nur mit Freudigkeit anfängt, geht sie einem oft besser von Statten, als man es vermuthet hatte.

Laßt es euch aber auch gar nicht einfallen, euch von irgend einer nothwendigen Arbeit wegzuschleichen, und denkt an die Warnung des Greises, als er zu dem Wanderer sagte: Mancher ist schon um den Berg gegangen, allein er hat nie das Ziel seiner Wünsche erreicht, und ist nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte.

Eben so wenig kann man auch anders zur wahren Glückseligkeit kommen, als wenn man erst die Mühseligkeiten des Lebens überstanden hat, und eben so wenig kann man auch jemahls recht vergnügt sein, als bis man erst seinen Pflichten ein Genüge geleistet hat.

Auch müßt ihr euch, wenn ihr ein nothwendiges Geschäft vorhabt, nicht allzuoft ausruhen wollen, weil sonst vielleicht über dem Ausruhen die ganze Arbeit liegen bleiben möchte, sondern denkt immer, wie süß die Ruhe nach gethaner Arbeit ist.

Macht nur, daß ihr mit einer Arbeit erst über die Hälfte fertig werdet, dann gehts schon wieder bergunter, und dann wirds euch schon leichter werden.

Wenn ihr nun so muthig den Berg hinansteigt, und fleißig und arbeitsam seid in eurer Jugend, dann denkt an das anmuthige Thal mit den schönen Früchten, wo ihr selbst noch auf der Wanderschaft für eure Mühe belohnt werden sollt.

Wenn ihr jetzt in eurer Jugend fleißig seid, so wird man euch in eurem reifern Alter, wegen eurer Geschicklichkeit, lieben und hochschätzen, und ihr werdet dann die Früchte eures Fleißes reichlich einernten.

Scheuet also keine Mühe, wenn ihr in der Welt glücklich werden wollt!

Mühe und Freude, die von jeher Gefährten gewesen sind, geriethen einmahl in einen Streit, und wollten sich von einander trennen.

Die Mühe sagte: wozu soll mir die Freude dienen? Sie stört mich nur in meinem emsigsten Fleiße. Und die Freude sagte wieder: was habe ich mit der Mühe zu schaffen? Sie unterbricht nur meinen süßesten Genuß.

Sie fingen also Beide an, für sich zu leben. Es währte aber nicht lange, so rief die Mühe der Freude zu: ach, störe mich doch nur eine kleine Weile in meinem Fleiße, damit ich nicht unter meiner Arbeit darniedersinke! — Das will ich wol thun, sagte die Freude, wenn auch du zur Dankbarkeit wieder meinen süßesten Genuß unterbrechen willst, damit ich seiner nicht überdrüssig werde; denn ich sehe wol, daß wir Eine ohne die Andere nicht leben können.

Da versöhnten sie sich wieder mit einander, und seit der Zeit sind sie immer die vertrautesten Freunde gewesen, und wer sie aufnehmen will, muß sie Beide aufnehmen, oder auf Beide Verzicht thun, weil sie immer unzertrennlich sind.

Lied.

Melodie: Befiehl du deine Wege 2c.

Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon;
Es glänzten Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,
Es schien für mich kein Tag
Ins Dunkle, wo verborgen
Der Ungeborne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebesruf;
Doch er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

Er winkte mir ins Leben,
Er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonneleben
An meiner Mutter Brust;
Da ward an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht:
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

Da grüßt' ich sie mit Weinen,
Und schwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne scheinen,
Und Treue zog mich groß.

Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld:.
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.

Der Tag mag nun vergehen,
Der Morgen wieder graun:
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüte
Mein Grab, o Vater, dir;
Es preisen deine Güte
Die Vögel über mir.
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.

Im Sterben Hoffnung geben
Mag Weisheitsdünkel nicht;
Jedoch bei dir ist Leben,
Ist Liebeskraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden,
Und was dich Vater heißt,
Das ruht in deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Kapitän Douglas, ein tapferer Schottischer Offizier, spielte in einem Kaffeehause zu Paris Triktrak mit einem seiner vertrautesten Freunde. Viele Französische Offiziere standen als Zuschauer dabei.

Es erhub sich ein Streit über einen Wurf, und Douglas sagte lustiger Weise, ohne daran zu denken, was er sagte: O, lauter Schnickschnack!

Auf einmahl entstand ein Gemurmel unter den Zuschauern; sein Gegner hielt sich für beschimpft, weil man diesen Worten die Bedeutung geben konnte, daß er ein Lügner sei. Er ergriff also im Zorn den Becher, und warf ihn seinem Freunde an den Kopf.

Kaum hatte er dies gethan, als er seine Uebereilung fühlte, und die Folgen davon, für sich und seinen Freund, ihm aufs Herz fielen. Von Scham und Reue betäubt, saß er, sah auf die Erde, und schien zu erwarten, wozu seines Freundes Empfindlichkeit ihn bewegen werde.

Douglas schwieg einige Augenblicke, indeß Aller Augen erwartungsvoll auf ihn geheftet waren. Dann wandte er sich zu den Zuschauern, und sagte:

Sie erwarten vermuthlich, daß ich nun diesem unglücklichen Manne den Hals brechen werde; allein ich weiß, daß er von einem grausameren Schmerze gefoltert wird, als ihm mein Degen verursachen könnte. — Umarme mich, Freund, und sei mit dir selbst ausgesöhnt! Aber der solls mir mit dem Leben büßen, der unter Ihnen, meine Herren, eine Silbe gegen meine Ehre sich verlauten läßt.

Brav! Brav! rief ein alter Ritter vom Ludwigsorden, der dicht hinter ihm stand. Das Gefühl der wahren Ehre bekam über die Sitten der Franzosen die Oberhand,

und im ganzen Zimmer ertönte ein lautes Brav! Brav!

Alle fühlten Douglas Großmuth, und kamen darin überein: daß viel weniger Herz dazu gehöre, einen Zweikampf anzunehmen, als ihn auf diese Weise auszuschlagen.

Der junge Perser.

Cyrus, Artaxes, Höflinge.

Cyrus.

Schäme dich, Prinz! — Wer wird den Verlust einer solchen Kleinigkeit länger, als eine Stunde, betrauern! — Es giebt der Wettrennen mehr. Im heutigen warst du der Zweite vom Ziele; im nächsten wirst du der Erste sein.

Artaxes.

Nie! so lange der Jüngling mitkämpft, der heute siegte; und kämpfte er nicht, was für Ruhm bleibt mir dann zu erbeuten übrig? — O! wie pfeilschnell sein Roß dahinflog! Mit welcher unnachahmlichen Leichtigkeit er es lenkte! — Ich sehe nur ihn, wohin ich blicke; sehe den Edelmuth in der bescheidenen Miene, und die stille Größe, mit der er den Lorbeer hinnahm und mich zum zweiten Mahle besiegte.

Cyrus.

Recht so! Du bist Cambyses*) Vetter (er umarmt ihn). Ueberwundener, du bist mir werther, als ein Feldherr, der mir seinen Sieg zu melden kommt. — Schon der thut viel, der unparteiisch die äußern Vorzüge seines Gegners lobt; doch Der, der sogar den Seelenadel an ihm zu rühmen vermag, muß selbst der Edlen

*) Cyrus Vater.

Einer sein. — Ich möchte ihn wol kennen, den Mann, der über dich gesiegt hat.

Ein Höfling.

Das kannst du, Monarch, sobald du willst. Ich habe ihn nur noch eben jetzt vor deinem Gezelte gesehn.

Cyrus.

Nun wohl! so ruf ihn.

(Höfling ab.)

(Artaxes tritt hinter Cyrus Stuhl.)

Cyrus.

Wo willst du hin, Vetter?

Artaxes.

Mich hinter dir verbergen, damit er die Schamröthe auf meiner Wange nicht sehe.

(Höfling tritt mit dem jungen Krieger herein.)

Höfling.

Hier ist er, Unüberwindlicher! Ich fand ihn unter einem Haufen Kameraden, denen er die tausend Goldstücke austheilte, die der Preis des Wettrennens waren.

Cyrus.

Das thatest du? Und warum? Ich selbst hatte sie ausgesetzt; verschmähst du mein Geschenk?

Soldat.

Wer könnte das? Es war unendlich mehr, als ich verdiente; aber ich hielt den Besitz von diesem da (indem er den Lorbeerkranz emporzeigt) schon für ein so wichtiges Gut, daß ich Bedenken trug, von dem wandelbaren Glücke zwei solche Geschenke an einem Tage anzunehmen. Zudem — — — (er hält inne).

Cyrus.

Warum gestockt? Rede frei heraus!

Soldat.

Ich hatte um Ruhm gekämpft, und der ward mir.

Sollt' ich meinen Mitbrüdern nicht das gönnen, was mir ward, ohne daß ich es suchte?

Cyrus.

Brav gesprochen! Ich bin der Beherrscher des edelsten Volkes unter der Sonne, wenn es Viele in Persien giebt, die so reden und so denken. Aber wenn dir dieser Kranz so werth ist, würdest du wol das Roß, das ihn dir erwerben half, für irgend einen Preis hingeben?

Soldat.

Für keinen.

Cyrus (halb lächelnd).

Auch für keine Herrschaft?

Soldat.

Auch für ein Königreich nicht. Aber mit Freuden würde ich es für einen Freund hingeben, wenn ich einen finden könnte, der dieser Verbindung würdig wäre.

Artaxes

(hervorstürzend, und mit offnen Armen auf ihn zueilend).

Edler Jüngling! laß mich der sein! — Umarme mich, du Einziger, umarme mich!

Soldat.

Wie gern, wenn du nicht Artaxes wärest! Aber so darf ich nicht, du bist —

Artaxes.

Und was? Prinz vielleicht? Zu hoch für dich? — Ha! nimm die Hälfte meiner Provinz! Ich verkaufe sie mit Wucher, wenn du mein Freund, und mir gleich wirst. — Umarme mich!

Soldat (immer noch zurücktretend).

Ich darf nicht. Du bliebest Wohlthäter, immer noch unendlich über mich erhaben. Ueberdies — verzeih! — ich mag auch nicht Prinz sein. Noch bin ich nur selten Herr über mich, wie sollte ichs über Andre sein?

Cyrus (steigt vom Throne).

Ich Armer! Habe ich in allen meinen Schätzen wol eine Kostbarkeit, die eine Denkungsart, wie diese, belohnen könnte? — die ich einem Jünglinge, wie dem, anbieten dürfte? — Krieger, du fichtst künftig neben mir in den Schlachten, und bald als Feldherr, auch ohne mich, das bittet Cyrus. Und mich und Artaxes zu umarmen, befiehlt dein König.

(Er thut's.)

Soldat (zu Cyrus).

Mein Dank hat keine Worte. (Zu Artaxes.) Nimm meine Hochachtung an, bis ich deiner Freundschaft werth werde. Sieh hier die Probe. (Er theilt den Lorbeerkranz.) Er sei zur Hälfte dein! Du warst der Nächste nach mir am Ziele.

Einige Nachrichten von den Negersklaven in Guinea, und von ihrem Zustande in den Amerikanischen Pflanzörtern der Europäer.

Wann wird doch die Zeit kommen, daß die Menschen alle menschlich werden, und wieder anknüpfen die heiligen Bande der Bruderliebe, welche Ehrgeiz und Habsucht zerrissen haben?

Das weißt nur du, allweiser und allgütiger Weltregierer, der du allen Dingen, in deinem unerforschlichen Rathe, ein Ziel gesetzet hast, und das Böse zulässest, da-

mit Gutes daraus entspringe. Uns geziemt es, zu harren und — zu schweigen.

Mit diesem Seufzer sah ich oft gen Himmel, da ich einige neuere Nachrichten von dem noch immer fortdauernden unmenschlichen Verfahren einiger Europäer gegen unsere schwarzen Brüder las, welche ihrer grausamen Herrschaft unterworfen sind. Es ist schrecklich, und übersteigt beinahe allen Glauben, was uns die Reisebeschreiber in ihren Tagebüchern noch immer einmüthig davon berichten.

Ich will euch, liebe junge Leser, etwas davon erzählen, woraus ihr mit Schaudern sehen werdet, daß das von Natur so milde und gutmüthige Geschöpf, Mensch genannt, nach und nach dem grausamsten wilden Thiere ähnlich werden kann, wenn es nicht von Jugend auf sorgfältig bewahrt wird, daß keine unfreundliche, harte und lieblose Gesinnungen sich in sein Herz schleichen.

Hier ist ein Auszug aus den neuesten Nachrichten von dem schändlichen Sklavenhandel auf der Küste von Guinea, und von dem Zustande der armen schwarzen Sklaven in den Amerikanischen Pflanzörtern der Europäer.

Das Eigenthumsrecht einiger Menschen über Andere ist in Guinea allgemein eingeführt; doch mit der Einschränkung, daß Keiner seine Leibeigenen verkaufen darf, wenn sie nicht, entweder als Kriegsgefangene in seine Gewalt gekommen, oder ihm zur Vergütung irgend eines erlittenen Unrechts von einem andern Eigner geschenkt worden sind.

Dies Gesetz, welches zum Besten des gebornen Sklaven gemacht zu sein scheint, damit er in seiner Familie und in seinem Vaterlande bleiben könne, wird auf mannichfaltige Weise durch List vereitelt. Diejenigen Eig-

ner, welche Lust haben, ihre Sklaven an Europäer zu verkaufen, bereden sich, erdichten irgend eine zwischen ihnen entstandene Streitigkeit, führen zum Schein einen kleinen Krieg mit einander, worin der Eine seine Sklaven zu Kriegsgefangenen machen läßt, oder auf den man einen Frieden schließt, worin der Eine dem Andern, zur Vergeltung für das erdichtete Unrecht, eine gewisse Anzahl Sklaven abtritt. Mit diesen kann dann Jeder machen, was er will.

Die kleinen Könige in Guinea führen aus ebendieser abscheulichen Ursache fast beständig Krieg mit einander, und so viel Leute ein Jeder darin fängt, so viel verkauft er in die Sklaverei. In einer gewissen Entfernung von den Küsten befinden sich Herren, die um die Dörfer herum Alles, was man daselbst antrifft, auffangen und entführen lassen.

Man wirft die Kinder in Säcke, den Männern und Weibern legt man Knebel an, um ihr Geschrei zu ersticken. Werden die Räuber selbst von Andern aufgefangen, und wird dann Derjenige, der sie ausgesandt hat, zur Rechenschaft gezogen, so läugnet er, daß es auf seinen Befehl geschehen sei, und zum Beweise dessen läßt er Diejenigen, die er zum Menschenraube ausgesandt hatte, selbst an die Schiffe führen und daselbst verkaufen.

Von den Küsten, wo dieser abscheuliche Gebrauch, mit Menschen zu handeln, zuerst entstand, hat er sich nach und nach auf einige hundert Meilen weit in das Innere von Afrika verbreitet. Das Fortschleppen der Unglücklichen von da bis zu den Schiffen, auf welchen sie weggeführt werden, geschieht auf folgende Art:

Die Sklavenhändler thun sich in Gesellschaften zusammen, um einen einzigen großen Zug auszumachen. Jeder Sklave ist mit so viel Wasser und Lebensmitteln

beladen, als er in den dürren Sandwüsten, welche man durchreist, zu seinem Unterhalte nöthig hat. Um aber dem Entlaufen vorzubeugen, hat man folgendes sinnreich-grausame Mittel erdacht:

Man steckt den Hals eines jeden Sklaven in eine hölzerne Gabel, acht bis neun Schuh lang. Diese Gabel wird mit einem umgeschlagenen eisernen Nagel hinterwärts zugemacht, so daß der Kopf nicht durchkann. Der Stiel der Gabel, welcher von sehr schwerem Holze ist, hängt vorn herunter, und hindert den, der daran befestiget ist, dermaßen, daß er weder gehen, noch die Gabel aufheben kann.

Will man sich nun aber mit ihnen in Marsch setzen, so werden die Sklaven alle hinter einander in eine lange Reihe gestellt. Dann befestiget man den Stiel jeder Gabel auf des Vormanns Schulter, und so von einem zum andern bis an den ersten, dessen Gabelstiel von einem der Führer getragen wird. Auf diese Weise wird es Jedem unmöglich gemacht, sich durch die Flucht in Freiheit zu setzen.

Und nun vernehmt, ihr mitleidigen jungen Herzen, wie groß die Anzahl Derer ist, welche auf diese Weise jährlich in die grausamste Sklaverei gerathen. Im Jahr 1768 sind aus Afrika überhaupt über 100,000 Sklaven gegangen. Davon kauften

Die Engländer für ihre Inseln	53100
Ihre Anbauer im nördlichen Amerika. . .	6300
Die Franzosen	23500
Die Holländer	11300
Die Portugiesen	8700
Die Dänen	1200
Das macht zusammen	104100

Ein guter Theil dieser Unglücklichen stirbt gemeinig-

lich schon während der Ueberfahrt nach Amerika, weil sie auf den Schiffen, in engen Räumen, wie das Vieh, das man zu Markte führt, zusammengepackt werden. Alle Jahre werden freilich nicht völlig so viel ausgeführt; aber im Durchschnitt kann man doch die Zahl derselben jährlich wenigstens auf 60,000 rechnen. Für jeden Sklaven bezahlt man jetzt in Guinea ungefähr 79 Rthlr. Afrika empfängt also jährlich für verkaufte Menschen 4,740,000 Rthlr.

Nichts ist abscheulicher, als die Lebensart, wozu diese armen Schwarzen in Amerika verdammt sind. Ihre Wohnungen bestehen in engen, unbequemen und ungesunden Hütten. Ihr Bett ist eine Hürde, die eher ihren Leib zerbrechen, als ihm zur Ruhestätte dienen kann. Einige irdene Töpfe, einige hölzerne Schüsseln machen ihren ganzen Hausrath aus. Einige Lappen von grober Leinwand, die einen Theil ihrer Blöße decken, schützen sie weder vor der unerträglichen Sonnenhitze, noch vor der gefährlichen Kühlung der Nacht. Sie bekommen mit den unreinsten Thieren einerlei Speisen, und auch hievon kaum genug, um ihr elendes Leben kümmerlich hinzuhalten.

Bei diesem Mangel an Allem ist der unglückliche Schwarze in einem brennend-heißen Erdstriche, unter der Peitsche unempfindlicher Treiber, zu beständiger Arbeit verdammt. Nach Sonnenuntergang ruhen alle Thiere von ihrer Arbeit aus; nur der unglückliche schwarze Mensch darf dieses nicht hoffen; seine Arbeiten werden nur verändert; bei anbrechender Nacht muß er kleinere verrichten, worunter seine Geduld gänzlich ermüdet, nachdem des Tages Last bereits alle seine Kräfte erschöpft hat.

Pflanzer, die viel Land haben, geben ihren Skla-

ven gemeiniglich etwas Acker, worauf sie ihren Lebensunterhalt selbst zu gewinnen sich bestreben müssen. Aber zur Bearbeitung desselben verwilliget man ihnen in vielen Gegenden nur einen Theil vom Sonntage, und die wenigen Augenblicke, die sie an andern Tagen von ihrer Essenszeit abbrechen können. In andern Gegenden verwilliget man ihnen einen andern Tag, um entweder durch Arbeiten, oder durch Plündern in den benachbarten Wohnplätzen so viel zu gewinnen, als sie die Woche hindurch zu ihrem Unterhalte nöthig haben.

Zur Rechtfertigung dieser unerhörten Grausamkeit haben die Weißen das Vorurtheil verbreitet, die Schwarzen seien nicht wie andere Menschen; durch vernünftige Vorstellungen lasse sich nichts mit ihnen ausrichten; sie hätten weder Zuneigung, noch Gefühl; man müsse sie also wie das Vieh behandeln. Wie unwahr dieses aber ist, das beweisen Diejenigen unter ihnen, die so glücklich sind, vernünftige Herren zu haben, welche menschlich mit ihnen umgehen. Diese geben häufig die bewundernswürdigsten Proben der Treue und Liebe. Ich will einige davon anführen.

Wie edel handelte nicht jene schwarze Frau, als ihres Herrn Haus durch ein Erdbeben einstürzte! Diejenigen, welche darin waren, bemerkten die Gefahr frühzeitig genug, um noch vor dem gänzlichen Einsturze herauszuspringen. Auch sie hätte sich auf diese Weise retten können, aber dann hätte sie ein kleines Kind ihres Herrn, bei dem sie Amme war, zurücklassen müssen. Dies zu thun, war ihr unmöglich. Großmüthig wollte sie lieber ihr eigenes Leben aufopfern, als das Leben des Säuglings in Gefahr lassen. Sie bedeckte ihn also mit ihrem Körper, und fing mit unglaublichem Muthe die herabfallenden Trümmern des

Hauses auf. Das Kind wurde erhalten; sie selbst aber ward ein Opfer ihres edelmüthigen Herzens.

Wie standhaft liebte nicht ein junger Schwarzer seinen Herrn! Er sah ihn, auf Befehl des Statthalters, als Gefangenen einschiffen. Allen Bedienten desselben war verboten, ihn zu begleiten. Was that hierauf der treue junge Sklav? Er ließ sich in eine Matratze einnähen, und betrog die Aufmerksamkeit der Wache, indem er sich so als ein Packet an Bord des Schiffes bringen ließ.

Ein Englisches Fahrzeug, das im Jahr 1752 nach Guinea handelte, wurde genöthiget, seinen Wundarzt da zu lassen, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes die See nicht vertragen konnte. Murray war der Name desselben. Während des Aufenthalts dieses Mannes am Lande kam ein Holländisches Schiff an ebendieselbe Küste. Dieses erlaubte sich die Ungerechtigkeit, einige Schwarze, welche an Bord desselben gegangen waren, in Fesseln zu legen, und machte sich darauf mit dieser Beute schleunigst davon.

Voller Erbitterung über diese grausame Ungerechtigkeit, liefen die Freunde und Verwandten der Geraubten zu dem Wirthe des Murray, um Grausamkeit mit Grausamkeit zu vergelten. Was wollt ihr? fragte der Wirth, indem er sie auf der Schwelle seines Hauses zurückhielt. Den Weißen, der bei dir ist, schrien sie. Er muß todtgeschlagen werden, denn seine Brüder haben unsere Brüder entführt! Aber der edelmüthige Wirth antwortete:

Die Europäer, die unsere Mitbürger fortgeschleppt haben, sind Barbaren. Tödtet sie, wenn ihr sie findet. Aber Derjenige, der bei mir wohnt, ist ein guter Mensch; er ist mein Freund; mein Haus ist seine Burg;

ich bin kein Soldat, aber ich will ihn vertheidigen. Ehe ihr an ihn kommt, müßt ihr über meinen sterbenden Körper schreiten. O meine Freunde! welcher rechtschaffene Mann würde wol bei mir einkehren wollen, wenn ich litte, daß meine Wohnung mit dem Blute eines Unschuldigen befleckt würde?

Diese Worte besänftigten den Zorn der Schwarzen; sie gingen, beschämt über die Absicht, mit der sie gekommen waren, zurück, und einige Tage nachher bezeugten sie dem Murray selbst, wie lieb es ihnen sei, daß sie an der Vollbringung eines Verbrechens wären gehindert worden, welches ihnen immerwährende Gewissensbisse verursacht haben würde.

Nun nur noch Ein Beispiel dieser Art, und zwar unter allen das bewundernswürdigste. Ein Portugiesischer Sklav, der sich selbst aus der Sklaverei befreiet hatte, und in die Wälder geflüchtet war, erfuhr, daß sein alter Herr wegen eines ihm schuldgegebenen Mordes in Verhaft genommen sei, und am Leben bestraft werden solle. Plötzlich wachten in ihm Empfindungen der großmüthigen Liebe auf, welche sein Herz mit ungewöhnlichem Heldenmuthe entflammten. Er lief zurück nach dem Orte, wo sein Herr gefangen saß; hier erschien er vor Gericht, und klagte sich selbst des Verbrechens an, um dessentwillen sein Herr in Fesseln gelegt war. Seine sinnreiche Großmuth wußte die Sache so wahrscheinlich zu machen, daß man ihm glaubte, seinen Herrn los ließ und ihn selbst zum Tode führte.

Wenns unter uns Europäern und Kristen einmahl Einem nicht recht nach Wunsche geht, mit welchen Klagen und Vorwürfen muß da nicht oft der Himmel sich bestürmen lassen! Der unglückliche und bescheidene Schwarze hingegen läßt der göttlichen Regierung mehr

Gerechtigkeit widerfahren, und mißt sich selbst die Schuld von seinen Leiden bei. Er glaubt in seiner Einfalt, Gott habe anfangs Schwarze und Weiße mit gleichen Vorzügen erschaffen, und wenn er ja die eine von beiden Gattungen besser, als die andere, begabt habe, so seien es die Schwarzen gewesen. Gott habe ihnen darauf zwei verschiedene Arten von Glückseligkeit gezeigt — Gold auf der einen, Künste und Wissenschaften auf der andern Seite. Die Schwarzen hätten das Gold gewählt, und zur Strafe ihres Geizes wären sie darauf verdammt worden, auf ewig Sklaven der Weißen zu sein.

Dennoch erliegen sie häufig unter der Bürde ihres Elends. Aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande und aus Verzweiflung über ihren bejammernswürdigen Zustand fallen sie oft in eine tiefe und stumme Schwermuth. Alsdann erhenken sie sich entweder, oder verschlingen Erde, Kalk, Asche und andere Unreinigkeiten, und sterben endlich an einer unheilbaren Wassersucht. Dabei hegen sie die zuversichtliche Hoffnung, nach ihrem Tode in ihr Vaterland, zu ihren Aeltern, Freunden und Verwandten zurückzukehren. Ist es so weit erst mit ihnen gekommen, dann sind weder gütige Begegnung, noch Drohungen und Strafen in Stande, sie von dem Vorsatze, zu sterben, abzubringen. Der Wahn, ihre Freunde wieder zu sehen, überwiegt bei ihnen alle gewöhnliche Gegenmittel.

Ein Englischer Major Crips, auf der Insel St. Christoph, fiel auf eine sonderbare Heilart dieser Heimsucht, die dem Uebel nicht angemessener sein konnte. Fast alle Sklaven waren damit befallen; täglich erhenkten sich einige, in der Hoffnung, in ihrem Vaterlande wieder aufzuleben; und zuletzt faßten sie alle den

einmüthigen Entschluß, in einer gewissen Nacht in die Wälder zu fliehen, und sich da in Gesellschaft zu erhenken, um zugleich zu ihren Vätern und Verwandten wieder versammelt zu werden.

Der Major erfuhr es, ließ gleich eine Menge Kessel und andere Geräthe, die zu einer Zuckersiederei gehören, auf Wagen und Karren packen, und eilte auf den Platz hin, wo seine Schwarzen sich eben zur Reise in die andere Welt fertig machten. Er näherte sich ihnen mit einem Stricke in der Hand, bat sie ganz ruhig, sich nicht stören zu lassen, und sagte ihnen, er sei entschlossen, sie zu begleiten, weil er in ihrem Vaterlande eine Zuckerplantage gekauft habe, wo er sie ungleich besser, als ihre Landsleute, brauchen könne, die zu diesen Arbeiten noch nicht gewöhnt seien. Wären sie dann einmahl da angelangt, wo gar keine Hoffnung zu entfliehen mehr übrig sei, so werde er sie Tag und Nacht arbeiten lassen, ohne ihnen einen einzigen Ruhetag zu geben. Ueberdas würde er sich dort, wegen ihrer jetzigen strafbaren Absicht, ihn zu verlassen, durch größere Beschwerlichkeiten und Drangsale an ihnen zu rächen wissen. Sein Aufseher, den er vorausgeschickt, habe sich schon aller Derer, die entflohen seien, bemächtiget, und lasse sie bis auf seine Ankunft mit Fesseln an den Füßen arbeiten.

Die Miene voll Zuversicht, womit der Major redete, die ankommenden Wagen mit Kesseln und Geschirr, ließen den armen Schwarzen nicht den geringsten Zweifel übrig. Sie fingen erst an, leise mit einander zu reden, warfen sich endlich zu des Majors Füßen, und versprachen heiligst, nie wieder an die Rückkehr in ihr Vaterland zu denken.

Er machte anfangs Schwierigkeiten, ließ sich aber

doch endlich durch seine weißen Bedienten bereden, sie wiederum zu Gnaden anzunehmen, aber nur unter der Bedingung, daß, wenn ein Einziger sich erhenken werde, er alle Uebrigen durch denselben Weg ihm nachschicken wolle, um sie in seiner Zuckerpflanzung in ihrem Vaterlande durch stärkere Arbeiten zu strafen. Nach diesem Vorfalle fiel es Keinem wieder ein, durch Selbstmord zu seinen ehemahligen Freunden gelangen zu wollen.

Ein anderer Einwohner ebenderselben Insel brauchte einen ähnlichen Kunstgriff, der eben so gute Wirkung that. Er ließ nämlich allen Denen, die sich erhenkt hatten, Kopf und Hände abhauen, und diese in einem eisernen Käfich, den übrigen Schwarzen zur Schau, an einem Baume, nahe an seinem Hause, aufhängen. Erhenken, sagte er zu ihnen, möchten sie sich, so oft und viel sie wollten; aber dann wolle er sie auch ohne Kopf und Hände in ihrem Vaterlande herumirren lassen.

Die Schwarzen zweifelten indeß nicht, daß die Verstorbenen Kopf und Hände abholen würden, weil sie glaubten, daß die abgeschiedenen Seelen ihre beerdigten Körper aus der Gruft heraus und mit in ihr Vaterland nähmen. Sie wunderten sich aber nicht wenig, da sie sahn, daß die abgehauenen Köpfe und Hände immer an demselben Platze blieben; und sie hörten auf, sich selbst zu erhenken, aus Furcht, verstümmelt bei den Ihrigen anzulangen.

Bedarf es mehr, als die klägliche Geschichte von den Drangsalen dieser unglücklichen Afrikaner zu lesen, um überzeugt zu werden, daß ein anderes Leben bevorsteht, in welchem die ewige Gerechtigkeit Gottes die Thränen der Unschuld in Freude verwandeln, und den Unterdrücker zur wohlverdienten Strafe ziehen wird?

O ihr jungen Freunde, denkt ja, so oft ihr Zucker

genießt, an den beweinenswürdigen Zustand Derer, durch deren Hände er zuerst gegangen ist! Das wird euren Seelen besser thun, als der Zucker euren Magen.

Aber damit ich euch nicht mit den traurigen Vorstellungen, welche die Lesung dieses Aufsatzes in euch verursacht hat, von mir gehen lasse, so vernehmt nun am Ende desselben noch etwas recht Erfreuliches.

Gottlob! die Zeit scheint da zu sein, daß unsere unglücklichen schwarzen Brüder, wo nicht ganz aus der Sklaverei befreit, doch wenigstens einer Erleichterung ihres Zustandes theilhaftig werden sollen. Schon ist ein glücklicher Anfang hiezu gemacht worden; und was läßt sich von der mildern Denkart unserer Zeiten nicht erwarten, sobald nur erst die guten Könige und Herrscher, welche über das Schicksal dieser Unglücklichen zu gebieten haben, die bejammernswürdige Lage derselben einmahl recht beherzigen werden! Hört, was bereits geschehen ist, und hofft mit mir, in kurzen noch größere und rührendere Schauspiele zu erleben, welche der Menschheit zur Ehre gereichen werden.

In Nordamerika giebt es, wie ihr wißt, ein Land, welches Pensilvanien heißt. Dieses Land ist, unter der Anführung eines gewissen Pen, von einer Gesellschaft von Kristen angebaut worden, welche sich vornehmlich dadurch von andern auszeichnen, daß sie als leibliche Brüder mit einander leben, alle Pracht und Ueppigkeit zu vermeiden suchen, und sich einer recht großen Frömmigkeit befleißigen. Man hat diese Leute Quäker, das heißt, Zitterer genannt, und zwar aus folgender Ursache:

Sie haben unter sich keine eigentliche Geistliche, oder Prediger, sondern Jeder von ihnen, es sei Mann oder Weib, hat das Recht, in ihren Versammlungen

aufzutreten und über Dasjenige zu reden, was ihm für seine Brüder wichtig zu sein scheint. Sie haben dabei den Glauben, daß Gott selbst ihnen Dasjenige jedesmahl eingebe, was sie vortragen sollen. Dieser Glaube und der Eifer fürs Gute, der sie belebt, erwärmt ihre Herzen dabei so sehr, daß sie unter den Reden oft an allen Gliedern zittern. Seht da die Ursache, die ihnen den Namen Zitterer zugezogen hat.

Vor einigen Jahren nun stand in der Versammlung dieser Quäker ein Mann auf, und fing an, als wenn er wirklich begeistert wäre, folgendermaßen zu reden:

Wie lange, meine Brüder, werden wir zwei Gewissen, zwei Maße, zwei Wagen haben, die einen zu unserm Vortheile, die anderen zum Elende unsers Nächsten, und die beide gleich falsch sind? Kommt es uns — sprecht, meine Brüder! kommt es uns in diesem Augenblicke wol zu, uns zu beklagen, daß das Englische Parlament uns unterjochen, uns die Fesseln der Unterthänigkeit anlegen will, indeß wir selbst seit länger als einem Jahrhunderte die Werke der Tirannei ruhig dadurch ausüben, daß wir in den Fesseln der härtesten Sklaverei Menschen halten, die unsers Gleichen, unsere Brüder sind?

Was haben uns diese Unglücklichen gethan, welche die Natur durch so weite Strecken, durch ein unermeßliches Weltmeer von uns getrennt hatte, und die unser Geiz bis in ihren brennenden Sandwüsten oder in ihren Wäldern unter den Tigern aufgesucht und hergeholt hat? Welches war ihr Verbrechen, daß sie aus einem Lande weggerissen werden mußten, welches sie ohne Arbeit nährte, um durch uns auf einen Boden verpflanzt zu werden, wo sie unter den

schweren Arbeiten der Knechtschaft erliegen müssen?

Welche Familie hast du denn erschaffen, himmlischer Vater, wo die ältesten erst die Güter ihrer jüngern Brüder geraubt haben, und sie hernach noch mit der Ruthe in der Hand zwingen wollen, dasselbe Erbtheil, das man ihnen abgenommen hat, mit dem Blute ihrer Adern, mit dem Schweiße ihres Angesichts zu düngen?

Beweinenswürdiges Geschlecht, das wir zum Vieh herabsetzen, um es grausam zu beherrschen, in welchem wir alle Fähigkeiten der Seele ersticken, um seinen Rücken und seine Arme mit Lasten zu erdrücken; in welchem wir das Bild der Gottheit und den Stempel der Menschheit unkenntlich machen! Ein in den Fähigkeiten seiner Seele und seines Leibes, in seinem ganzen Wesen verstümmeltes Geschlecht!

Und wir sind Kristen? Und wir sind Engländer? Volk, das vom Himmel begünstiget und zur See gefürchtet wird! Wie willst du frei und Tirann zugleich sein?

Nein, meine Brüder! es ist Zeit, daß wir unter uns selbst einig seien. Laßt uns diese unglücklichen Schlachtopfer unsers Stolzes und unserer Habsucht frei sprechen; laßt uns den Schwarzen die Freiheit schenken, die der Mensch dem Menschen nie rauben sollte.

Möchten doch alle kristliche Gesellschaften, nach unserm Beispiele, ein durch zweihundertjährige Räubereien und Verbrechen fest eingewurzeltes Unrecht wieder gut machen! Möchten endlich diese so lange in der Erniedrigung gehaltenen Menschen ihre von Fesseln freien Hände und mit Thränen der Dankbarkeit erfüllten Augen zum Himmel erheben! Ach, diese Unglücklichen haben bis dahin nur die Thränen der Verzweiflung gekannt! —

So sprach der wackere Quäker; und welches war der Erfolg? Das Gewissen seiner Brüder wurde rege, und durch ganz Pensilvanien wurden alle Sklaven für frei erklärt. Heil dem Menschenfreunde, dessen Stimme das Gewissen seiner Brüder rege machte, und Heil der frommen Brüderschaft, welche an ihre Pflicht nur erinnert zu werden nöthig hatte, um sie sogleich in Erfüllung zu bringen!

Kein gutes Beispiel geht verloren. Es ist ein Samenkorn, welches ausgestreut wird, und welches, wo nicht gleich, doch über kurz oder lang, tausendfältige Früchte trägt.

Schon hat die menschenfreundliche That der Quäker eine heilsame Folge gehabt. Die Königinn von Portugal hat, wie ich in den Zeitungen gelesen habe, verordnet, daß in allen ihren auswärtigen Besitzungen die Kinder der Sklaven, welche bis dahin auch Sklaven waren, für frei erklärt werden sollen.

Also schiene wieder eine Ungerechtigkeit weniger in der Welt! Freuet euch, meine jungen Leser, daß ihr vielleicht die Zeit erleben könnt, da in mehren Ländern alle Unterdrückungen aufhören werden; und wenn ihr selbst erst groß und Männer von Einfluß seid, o, so helft doch ja, wo und wie ihr können werdet, den Anbruch dieser glücklichen Tage beschleunigen! *)

*) Daß in den neuesten Zeiten, besonders auf Betrieb des edlen Wilberforce im Englischen Parlamente, die Abschaffung des Sklavenhandels in allen Staaten von europäischer Bildung ausgesprochen worden, ist bekannt. Nur hie und da wird derselbe von gewissenlosen Menschen noch heimlich betrieben.

Lorenz und Leonore,

eine lehrreiche Geschichte, besonders für junge Mädchen, welche das Lesen lieben.

Zu B., einer kleinen Stadt unweit H., lebte ein guter ehrlicher Bürger, Namens Lorenz, mit seiner Gattinn Anne glücklich und zufrieden von seinem Gewerbe, welches eine Gastwirthschaft war. Ueberall, im Städtchen und in der Nachbarschaft, war sein Name als der Name eines braven Mannes bekannt; und wer von den durchreisenden Meßleuten nicht bei Lorenz einkehren konnte, der glaubte kein Glück auf der Reise zu haben. Denn von allen Wirthen auf der Nachbarschaft war Keiner so fleißig und so freundlich wie er, und dabei so ehrlich.

Wegen der ersten Eigenschaft pflegte er sich durch ein altes Sprichwort zu rechtfertigen, welches er in seiner Jugend gelernt hatte, nämlich: daß des Herrn Auge die Pferde fett mache, und Fleiß nie Hunger leide. Das Freundlichsein aber, sagte er, kostet nichts, und ehrlich währt am längsten.

So sah man ihn also immer am frühsten auf im Hause, im kurzen Kamisölchen und oft bei warmen Wetter mit bloßem Kopfe. Entweder sah er im Stalle nach den Pferden, oder er war im Garten, und half selbst mit graben, wobei man ihn denn oft mit der Lerche in die Wette sein fröhliches Morgenlied empor zu dem Geber alles Guten singen hörte.

Dann aber riefen ihn schon zuweilen drei Stimmen zugleich zu ankommenden Fremden, die er alsdann in seinem Futterhemde und kahlen Kopfe nicht mit weni-

ger Anstand empfing, als ob er in einem Frack mit Tressen und mit gepuderten Haarlocken vor ihnen da=stände.

Nicht nur die gewöhnlichen Dinge, die man bei ei=nem Wirthe zu fodern oder zu erfragen hat, wußte er zu geben, oder zu beantworten, sondern man konnte sich auch sehr darauf verlassen, wenn er in Ansehung einer Reiseangelegenheit befragt wurde, daß er immer die beste Auskunft gab, oder den besten Rath ertheilte; denn er selbst war in seiner Jugend viel auf Märkte gereis't, wohin sein Vater, ein Tuchmacher aus Flan=dern, ihn mit groben Tüchern geschickt hatte.

Und wenns sich nun ereignete, daß Leute zu Nacht bei ihm blieben, oder Nachbaren an einem müßigen Abend, wo kein Verkehr war, bei ihm einsprachen, so wußte er sie mit Erzählungen aus seiner Heimath und dem letzten Flandernschen Kriege, und den verschiedenen Begegnissen, die überall im menschlichen Leben zu nützen sind, so zu unterhalten, daß Keiner unbefriedigt oder unlustig, die meisten vielmehr mit dem festen Vorsatze zu Hause gingen, Vater Lorenz bald einmahl wieder zu besuchen.

Seine liebe Anne, eine etwas stille, aber reinliche Holländerinn, kam denn auch zuweilen mit ihrem Spinnrade oder Strickstrumpfe dazu. Zwar lächelte sie nur selten zu den lustigen Gesprächen und Einfällen ih=res Mannes, wobei Alles umher oft aus vollem Halse lachte, aber doch liebte sie ihn von ganzem Herzen. Sie pflegte seiner, wenn er von Arbeit ermattet war, und besänftigte seinen Unwillen, wenn er Verdruß mit schlechten Leuten gehabt hatte.

Auch that sie selbst Alles, was eine ordentliche Wir=thinn thun muß, legte selbst Hand an, und litt nicht,

daß eins ihrer Mägde müßig da stand, oder daß in ihrem Hause durch Nachlässigkeit etwas zu Trümmern ging. Und kein Abend ging vorbei, daß nicht Beide, noch ehe sie ihr Tagebuch mit ihrem himmlischen Versorger abschlossen, auch das tägliche Haushaltungsbuch ihres irdischen Segens gemeinschaftlich richtig machten.

So boten diese beiden rechtschaffenen Eheleute sich in Allem die Hand, und hatten nur Einen Willen, bis auf einen einzigen Punkt, die Erziehung ihrer Tochter; denn hier ging Mutter Anne mit Vater Lorenz nicht Einen Weg.

Dieser hielt es für eine Art von Dankbarkeit, die er dem Himmel für den ihm bei seinem Gewerbe verliehenen Segen schuldig wäre, daß er sein einziges Kind einmahl ebenderselben Lebensart widmete, bei der er sein Brot und seine Zufriedenheit gefunden hatte. Er wünschte daher, daß Mutter Anne sie frühe schon zu den kleinen häuslichen Arbeiten gewöhnen möchte, die sie dazu geschickt machten, und hatte alsdann sein Auge auf einen geschickten jungen Mann aus der Nachbarschaft geworfen, der ihn als seinen Vater liebte, und sich in allen Stücken von ihm leiten und führen ließ.

Sieh, sprach er dann zu Mutter Annen, sieh, das wäre denn doch so hübsch, wenn wir beiden Alten denn so einmahl müde von der Arbeit und Hitze des Tages uns in irgend einer schattigen Ecke hinsetzen könnten, und zusehen, wie's die jungen Leutchen treiben, und allenfalls dann einmahl, wenn etwas schief gehen wollte, sagen: seht, Kinder, so müßt ihrs machen; so gehts besser; und sie wären dann auch so vergnügt bei ihrem Fleiße und ihrer Arbeit, als wir Beide unter Gottes Segen es immer gewesen sind!

Das sagte er oft; aber Mutter Anne schwieg mei-

stens still dazu, und sagte: das Mädchen ist so zart, sie würde es nicht aushalten; sie kann ja auf eine andere Art in der Welt fortkommen.

Nun antwortete er zwar oft: Arbeit macht stark; du solltest das Mädchen nicht in eine Schule schicken, wo sie statt Spinnen und Strumpfstricken, Filet macht, solltest sie zwischenher, statt sie Romane lesen zu lassen, hübsch in die Küche nehmen, damit sie auch so einen schönen Eierkuchen backen lernte, als ihre Mutter; — aber es sei nun, daß Mutter Anne das ganze Geheimniß kluger Weiber zur Mitgabe bekommen hatte, die mit Stillschweigen und scheinendem Nachgeben sicherer zu ihrem Zwecke kommen, als die ärgsten Widersprecherinnen, oder daß das Mädchen wirklich zu schwach zu der Lebensart einer Wirthinn war; genug, Leonore, so hieß die Tochter, blieb bei ihrem Filet und bei ihrem Lesen, und ward dadurch bald auf einer andern Seite im ganzen Städtchen so bekannt, als ihr Vater war.

Den ersten Grund dazu hatte der Hofmeister auf dem Amte gelegt, ein junger Mann, der das Leere seiner Kenntnisse und seiner Thätigkeit mit lauter Empfindeleien auszufüllen suchte.

Ueberall empfand er, wo er handeln sollte, und sein Beispiel sowol, als auch seine Lehren, zweckten darauf ab, die ihm anvertrauten jungen Leute nicht zu wackern thätigen Männern, sondern zu faselnden Schwärmern zu bilden, die sich eine Hütte in einer Wüste zum Aufenthalt, statt der bewohnten Welt, wünschten, und Klagelieder über das Elend und die Ungerechtigkeiten in der Welt sangen, da doch ihres Vaters Haus ein Sammelplatz von Gutherzigkeit und Vergnügen war, und so mancher Bauer, der ihm durch Geschenke für

seinen Rechtsspruch danken wollte, zurückgewiesen wurde, weil er rechtmäßig erworbene Güter genug besaß, und nichts besitzen wollte, was er nicht verdient hatte.

Dieser junge Mann, der seine überspannten Begriffe einer damahls herrschenden und so viel Unheil stiftenden Sekte von Empfindsamen verdankte, kam zum Unglück zuweilen in Lorenzens Haus, und fand bald, daß, so wenig die fröhliche, heitere Stimmung des guten Vaters Lorenz mit der seinigen übereinkam, es ihm doch leicht fallen würde, aus der sanften Leonore bald eine eifrige Schülerinn der Empfindsamkeit zu machen.

Er gab ihr zu dem Ende zuerst eine Uebersetzung von Young's Nachtgedanken, und ohne daß sie in Stande war, abzusondern, was die Lage des bedauernswürdigen Greises Schwarzes und Uebertriebenes in seine Bilder gemischt hatte, sah sie von nun an die ganze Welt als eine Todtengruft, oder als einen Aufenthalt von Menschen an, vor denen man zurückbeben, sich in eine einsame Zelle einschließen, oder mit wenigen einstimmigen edlen Seelen darüber klagen müsse.

Sie that dieses auch oft in Briefen an den Herrn Seufzer — dies war der Name des empfindsamen Mannes — und nichts war lächerlicher, oder vielmehr trauriger, als zu sehen, wie diese beiden Leute vor dem vielen wahren Guten, welches überall in Gottes Welt verbreitet liegt, die Augen verschlossen, nichts dazu beitrugen, die wahren Uebel, worunter die Menschheit seufzt, zu verringern, und sich dagegen lauter eingebildete Uebel erdachten, die in der Natur nicht sind, und lauter eingebildete Pflichten, deren Erfüllung auf nichts Gemeinnütziges abzweckte.

So war, zum Beispiel, dies eine Probe davon, daß Leonore alles Tödten des Federviehes, der Schafe und

Schweine und dergleichen, welches ihre Wirthschaft erfoderte, nie ohne Schaudern, als ein Opfer unserer Ueppigkeit und unserer Unmenschlichkeit ansehen konnte, auch keine Spinne oder Fliege um Alles in der Welt willen getödtet hätte. Dahingegen konnte sie es gleichgültig und ohne Empfindung ansehen, daß ihre Mutter es sich den ganzen Tag sauer werden ließ, und es fiel ihr gar nicht ein, wie es sich doch für eine brave Tochter geschickt hätte, derselben zu einiger Erleichterung ihrer Arbeiten die Hand zu bieten.

Eben so fühllos war sie gegen die zunehmenden Erinnerungen ihres Vaters, der nun oft und mit Recht auf ihre Bücher und auf ihre Schreibereien ernstlich zu schelten anfing. Herr Seufzer ermangelte dann, so oft er zugegen war, niemahls, die Partei der Tochter gegen den Vater zu nehmen; er rühmte die verfeinerten Empfindungen derselben, und bedauerte, daß ihr Vater selbst kein Gefühl dafür habe.

Aber Vater Lorenz antwortete: er gebe nicht einen Deut um die feinen Empfindungen, die den Menschen für die menschliche Gesellschaft unthätig machen, und eine Magd mit dem Besen in der Hand, die den Kuhstall auskehre, sei ihm ehrwürdiger, als eine Hausfrau, die das ganze Hauswesen in Unordnung gerathen lasse, und unterdeß lange Briefe voll Tugendlehren schreibe.

Der arme Lorenz! so sehr er Recht hatte, so war doch das Uebel bei seiner Tochter nun schon unheilbar geworden. Sie tröstete sich mit ihren verfeinerten Empfindungen gegen Alles, was ihr Herz noch von den Vorwürfen ihres Vaters zu fühlen in Stande war, und wurde unmenschlich, gerade aus überspannter und falsch verstandner Menschlichkeit.

Eines Tages, als der gute Vater, um dem Dinge, wo möglich, Einhalt zu thun, sie in Abwesenheit der Mutter vornahm, und ihr auf das dringendste vorstellte, daß sie das Glück seiner letzten Tage machen würde, wenn sie dem jungen Philipsen, so hieß der Mann, den er lieb hatte, weil er fleißig war, und dem er die Wirthschaft zu übergeben dachte, die Hand gebe, antwortete sie ihm in den weinerlichen Ausdrücken, die ihr durch das Lesen empfindsamer Bücher so geläufig geworden waren:

Daß sie lieber hinwelken wolle, wie ein Blümchen in der Mittagssonne; lieber in der dürrsten Sandwüste in einer Hütte, als bei so einem Manne leben wolle, der besser mit Pferden und Fuhrleuten, als mit einer Frau von feinen Empfindungen umzugehen wisse.

Und als der Vater sie darauf fragte: wo ihr denn in der dürren Sandwüste ihre feinen Empfindungen Brot schaffen würden? antwortete sie weinend: daß es ja noch wol irgendwo menschliche Seelen geben würde, die sich einer armen unschuldig Verlassenen erbarmten, wenn ihr Vater hart genug sein könnte, sie zu verstoßen.

Sie hatte dieses letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als die Mutter zum Glück oder Unglück dazukam, und die Unterredung dadurch aufhob, daß sie ihre weinende Tochter hinauf auf ihre Stube schickte, dem guten Lorenz aber Gäste ansagte, die ein Abendessen verlangten, und dann weiterreisen wollten.

Sein Beruf wurde ihm also oft das Mittel gegen Verdruß und Kummer; dahingegen Leonore es in der Feder suchte, und die rührendsten Briefe an Seufzer schrieb, der dann nicht unterließ, sie von seiner Seite auf das zärtlichste und empfindsamste zu trösten.

Er beseufzte mit ihr in den rührendsten Ausdrücken die Ungerechtigkeit des Schicksals, welches sie verdammt habe, die Tochter eines Gastwirths zu sein, da sie doch mit einem Herzen geboren sei, welches für nichts, als für das Schöne und Edle Gefühl habe; mit einem Herzen, welches, von den reinsten Engeltrieben bewegt, nach dem Umgange und der Vereinigung mit höhern Wesen sich sehne, und dem also jede niedrige Beschäftigung (so nannte der Narr die Berufspflichten einer Hausmutter!) nothwendig Widerwillen und Ekel verursachen müsse.

Lorenz hatte indeß, vermuthlich durch jene Unterredung veranlaßt, dem Herrn Seufzer die Besuche bei seiner Tochter verboten, und das hätte leicht eine noch gefährlichere Folge haben können. Denn obgleich Leonorens Geistigkeit sich eigentlich noch nichts von Liebe zu der Person des Herrn S. träumen ließ, so schwebte doch der Wunsch, mit so einem sanften, gefühlvollen Manne in irgend einem Winkel der Erde ihr Leben hinzuleben, schon in dem Hintergrunde ihrer Seele, gleich einzelnen Punkten zu einem noch unvollendeten Bilde.

Zum Glück oder Unglück löschte das Schicksal selbst diese Punkte, sobald sie entstanden waren, wieder aus; denn Herr S. wurde in seiner Heimath zu einer Predigerstelle berufen, und so sehr er auch angefangen hatte, vermöge der selbstgeschaffenen Leiden an Leonoren zu hangen, so hielt ihn doch eine schon früher eingegangene Verbindung mit der Französinn des Hauses, worin er als Hofmeister gedient hatte, ab, dem geheimen Wunsche seines Herzens, Leonoren zu besitzen, nachzuhängen.

Er folgte also seinem Berufe, und nahm nur in ei-

nigen trostlosen — oft durch — Empfindungsstriche unterbrochenen — und — durch Thränen — halb wieder — ausgelöschten — Zeilen — Abschied von Leonoren. Er beschwor sie, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen; versprach, einen ewigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten, und empfahl ihr, zur sichern Führung desselben, den Schreiber auf dem Amte, einen Mann von nicht völlig so schwärmerischen Gefühlen, aber der doch immer noch empfindsam genug war, um an den Grillenfängereien dieser Leute Theil zu nehmen, und ihnen zur Fortsetzung derselben seine Hand zu leihen.

Nach und nach wurde der Umgang dieses Mannes mit Leonoren vertrauter und enger; Beide fanden endlich, daß sie für einander geschaffen wären; und da er zu eben der Zeit eine kleine Stadtbedienung erhielt, deren Einkünfte aber freilich nicht hinreichten, ohne Mitarbeit der Frau, sie Beide zu ernähren, so bewarb er sich um ihre Hand, und erhielt sie. Ob mit oder wider Willen des guten Lorenz, das ist eine Frage, die auf immer unbeantwortet bleibt; denn ehe noch die Verbindung vollzogen wurde, starb dieser brave Mann, wie er es sich immer von Gott erbeten hatte, an einem Schlagflusse, da er noch eben, von seinen guten Nachbaren umringt, ihnen die kurzgefaßte Geschichte einer sehr vergnügten Begebenheit seines Lebens mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und mit Dank gegen den Himmel zu erzählen beschäftigt war. Der ganze Ort beweinte ihn und folgte seiner Leiche, und jedem vorbeireisenden Fremden zeigte man seinen Grabhügel mit den Worten: Da liegt unser Vater Lorenz!

Der junge Philipsen übernahm nun bald die ganze Wirthschaft, da Mutter Anne nicht mehr Lust dazu hatte, heirathete eines dortigen Bauers Tochter, ein

flinkes, lustiges, zur Arbeit gewöhntes Mädchen, die mit ihrem Manne in die Wette arbeitete, und sammt ihm dem Städtchen und den Reisenden bald das wurde, was Lorenz und seine Anne ihnen vorher gewesen waren.

Leonore beweinte ihren Vater gleichfalls mit der ganzen Empfindsamkeit, die ihr eigen war. Ihr Liebhaber suchte sie zu trösten, und es gelang ihm. Von nun an beschäftigte sich ihre ganze Seele nur mit der Ausbildung überspannter Vorstellungen von der überirdischen Glückseligkeit, die sie im Ehestande zu finden hoffte, wobei sie weder die Pflichten, noch die Sorgen und Lasten einer Hausmutter in Rechnung brachte. Sie hoffte vielmehr, das volle Maß einer eingebildeten Glückseligkeit, welche ihre Romane ihr vorgezeichnet hatten, ununterbrochen zu genießen, und mit diesen unseligen übertriebenen Erwartungen trat sie in einen Stand, welcher zwar der reichste an wahrer Glückseligkeit, aber auch an Sorgen und mannichfaltigen Mühseligkeiten für den Mann und für das Weib unter allen der schwerste ist.

Nachdem Mutter Anne ihre Wirthschaft dem jungen Philipsen übertragen, und ihre Sachen in klingende Münze verwandelt hatte, zog sie zu ihrer Tochter ins Haus, die das erste halbe Jahr hindurch sich ganz den Freuden einer empfindsamen Liebe überließ.

Artig eingerichtet, wohl gekleidet, mit einer niedlichen empfindsamen kleinen Bibliothek versehen, that sie den ganzen Tag nichts, als lesen und schreiben, und überließ einer Magd ihre ganze Wirthschaft, die denn auch natürlicher Weise gar bald in eine solche Verfassung gerieth, daß man sogleich beim ersten Anblicke wissen konnte, daß die Vorsteherinn derselben keine Wirthinn

war. Alles lag unter und über einander in Schmutz und Staub, und Sachen, welche ein ganzes Leben hindurch zum Gebrauch und zur Zierde dienen konnten, wurden in kurzer Zeit verwahrloset.

Eben diese Nachlässigkeit erstreckte sich auch über den Einkauf der Nahrungsmittel und aller übrigen Bedürfnisse, ein Geschäft, welches ihr viel zu niedrig vorkam, und welches sie daher gleichfalls dem Gesinde überließ. Und da brauche ich nun wol nicht erst zu sagen, wie oft sie dabei hintergangen und übervortheilt wurde, weil eine bekannte Erfahrung ist, daß auch treue Dienstboten durch die Nachlässigkeit ihrer Herrschaft nicht selten zur Untreue verleitet werden.

Bei dieser Vernachlässigung ihres Hauswesens suchte Leonore nun auch noch ihren Gatten zu einer ähnlichen Unthätigkeit in seinen Berufsgeschäften zu bewegen, damit er, wie sie sagte, desto öfter mit ihr zugleich den Vergnügungen und Veredlungen des Geistes durch gemeinschaftliches Lesen obliegen möchte. Alle andere Sorgen, sagte sie, beträfen doch nur körperliche Dinge, und Alles, was dadurch erspart werde, sei nicht eines Augenblicks werth, den man sich dadurch von den edlern Beschäftigungen des Geistes entziehe.

Sie verlangte also von ihrem lieben Erdmann (das war der Name ihres Gatten) daß er nicht mehr den ganzen Tag selbst seinen Posten verwalten, sondern zu denjenigen Geschäften, welche zu Hause geschehen könnten, einen Bedienten halten möchte. Erdmann that dies wirklich, theils aus empfindsamer Liebe zu seiner Leonore, theils aus körperlicher Bequemlichkeit und Ruhe, denn diese liebte er vorzüglich.

Dagegen mußte er denn aber auch, da er sich nicht den ganzen lieben langen Tag ununterbrochen mit Lesen

oder Küssen beschäftigen konnte, dann und wann diese oder jene Gesellschaft zu sich bitten, um eine Flasche Wein, oder eine Bole Punsch mit ihr auszuleeren; wobei Leonore irgend ein schönes Gedicht aus dem neuesten Musenalmanach, oder die anziehendsten Stellen aus einem der neuesten Romane vorlas.

Dieses herrliche Leben dauerte ununterbrochen ein halbes Jahr durch, und fast fing Leonore an zu glauben, daß diese Welt doch wol so böse nicht sei, als sie sonst gedacht hatte, wenn nicht der unangenehmste Vorfall sie auf einmahl wieder auf Young's nächtliche Trauerbühne zurückgerufen hätte. Der Bursche nämlich, den Erdmann zum Schreiber genommen hatte, war ein Schurke, und machte sich mit einer für Erdmann's Vermögen schon beträchtlichen Summe aus dem Staube.

Hier gingen die alten Klagen von schlechten Menschen und verfolgendem Schicksale wieder von vorn an, und sie würden noch ärger geworden sein, wenn nicht Mutter Anne noch gerade so viel harte Thaler stehen gehabt hätte, als zur Ersetzung des erlittenen Verlustes nöthig waren. Kurz darauf ward Leonore von einer Tochter entbunden, und nun war die große Frage, nach welcher von den unzählbaren Romanen- und Schauspiel-Heldinnen unserer Zeit sie genannt werden solle? Glücklicher Weise hatte Leonore kurz vor ihrer Entbindung das Singspiel Ariadne auf Naxos aufführen sehen. Dieser Umstand entschied, und das Kind mußte, was auch Mutter Anne dazu sagte, und so sehr auch der Geistliche, der die Taufe verrichtete, den Kopf darüber schüttelte, Ariadne genannt werden.

Nun wollte sie zwar anfangs selbst stillen, denn sie war gesund und hatte Milch genug, aber ach! der Gedanke, dem süßen Liebling einst mit Gewalt oder List

die Brust entziehen zu müssen, ging ihr durch Mark und Bein. Das schien ihr eine Grausamkeit zu sein, die der des Theseus gleichen, wo nicht gar sie übertreffen würde, und kurz, sie nahm eine Amme, und zwar eine recht kostbare. Denn sie sagte, daß sie durchaus keine von den plumpen Erdenklößen (so nannte sie die gesunden Bauerfrauen) haben wolle, die den kleinen Geschöpfen mit ihrer Milch so viele grobe Sinnlichkeit einflößten.

Ein Weibsbild also, fein von Gliedmaßen und Gestalt, ward Ariadnens Amme. Diese Person verstand, wie Leonore, nichts von Haushaltungsgeschäften und Handarbeiten; aber sie konnte ihrer Herrschaft, wenn diese ruhen wollte, vorlesen, und diese Geschicklichkeit war in Leonorens Augen ein hinlänglicher Grund, sie jeder andern Amme vorzuziehen.

Die Freude über diesen glücklichen Fund wurde bald darauf durch einen unangenehmen Vorfall unterbrochen, welcher darin bestand, daß Erdmann, einer ziemlichen Schuldfoderung halber, vor Gericht gefodert wurde. Seine Gläubiger, gewöhnliche, unerträglich fühllose Menschen, die immer richtig Buch hielten, wollten einem Manne, der das nicht that, nicht länger nachsehen.

Der Richter also, ein viel zu gerechter Mann, als daß er irgend Jemand aus persönlicher Bekanntschaft zum Schaden eines Andern hätte nachsehen sollen, sah sich gezwungen, ihm, da er seine Wechsel nicht einlösen konnte, Verhaft anzukündigen.

Was war nun in dieser äußersten Noth zu thun? Klagen und Seufzer über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das, Leonorens Meinung nach, immer die besten Menschen verfolgt, wollten hier nichts helfen. Briefe, die rührendsten, die man lesen konnte, wurden auch ver-

geblich geschrieben, da Niemand einen Grundbruch mit einer Handvoll Sand auszufüllen hoffen durfte. Mutter Annens Vermögen bestand nur noch in wenigen Verschreibungen, die nicht sogleich zu Gelde gemacht werden konnten. Was blieb also übrig?

Nichts, als dieses, daß Leonore sich selbst überwinden und zu dem jungen Philipsen gehen mußte; ein Gang, der ihr um so schwerer wurde, da er der erste war, den sie nach ihres Vaters Tode nach diesem Hause machte, weil, wie sie sagte, gewisse Gefühle, wovon gewöhnliche Menschen freilich nichts wüßten, sie immer davon abgehalten hätten.

Allein die Noth überwand auch diesmahl alle andere Vorstellungen — und was noch besser war, sie überwand bei dem braven Philipsen alle Einwendungen wegen ehemahliger Verschmähung und verdienter Vergeltung. Er gab ohne viele Worte auf die viel zu schön eingekleideten Bitten der Leonore die Hälfte der nöthigen Summe gleich hin, und brachte über die andere Hälfte die Gläubiger durch sein Gutsagen fürs erste zum Schweigen.

Gewissen edlen Gemüthern ist es in solchem Falle nicht möglich, der That auch noch die Worte hinzuzufügen, — ich meine, daß er Leonoren hiebei für die Zukunft einen guten Rath gegeben, oder ihr wegen des Vorigen Vorwürfe gemacht hätte. Bescheidenheit hielt seine Zunge gebunden, und wenn er vorher aus edlem Stolze sich nicht um Leonorens Haushaltung bekümmert und sie nicht besucht hatte, so that er's jetzt nicht, aus dem edleren Beweggrunde, damit seine Gegenwart nicht das Ansehn einer Erinnerung an das vorgestreckte Geld haben möge.

Schade war es indeß immer; denn vielleicht wäre Leonore durch den Umgang mit diesem guten Manne,

so widrig er ihr sonst auch geschienen, nun doch vielleicht allmählig dahin gekommen, einen Vergleich zwischen ihrem traurigen und seinem behaglichen Zustande anzustellen, und dadurch Geschmack an Fleiß und Wirthschaftlichkeit zu gewinnen.

Denn Philipsen's Frau hatte nunmehr auch schon einen kleinen niedlichen Jungen auf dem Schooße; aber sie hielt keine Amme, sondern stillte ihn selbst. Oft, wenn sie vor dem Feuerherde stand, und einen Eierkuchen, oder sonst Etwas zubereitete, wovon sie sich nicht entfernen durfte, nahm sie die Wiege mit in die Küche, setzte sich, wenn der Kleine die Brust verlangte, auf einen kleinen Stuhl, befriedigte sein Verlangen, legte ihn darauf so lange wieder hin, bis sie fertig war, und nahm ihn dann gleich wieder auf den Arm, weil die Mägde unterdeß ihre eigenen Geschäfte hatten, und sie sich immer freuete, wenn sie ihrem Manne auf diese Art eine Bedientinn im Hause ersparen konnte.

Nichts desto weniger war sie doch immer reinlich gekleidet, und konnte, so gut als die Postmeisterinn des Städtchens, den obersten Platz am Tische einnehmen, weil sie, freundlicher als diese, und immer heiter, ihre Gäste mit etwas Angenehmern, als mit stummen Grimassen zu unterhalten wußte.

Bei Leonoren war also nunmehr die erste dringende Noth beseitigt; aber Derjenige irret sehr, welcher glaubt, daß durch so einen Geldbeistand bei Leuten, die ohne Wirth rechnen, etwas Gutes auf die Zukunft gewirkt werde. Es ist vielmehr im Gegentheil der behagliche Zustand, der auf so eine Rettung folgt, nur zu oft eine Versuchung zu neuen Unvorsichtigkeiten.

Erdmann war ein Beispiel davon. Denn kaum sah er sich von seinen Gläubigern befreit, so dachte er

nicht mehr daran, daß die nämliche Noth wiederkommen mußte, wenn er keinen Plan machte, nur gerade so viel zu verzehren, als sein kleiner Dienst ihm eintrug. Nein, er mußte, nach wie vor, seine Flasche Wein jeden Tag haben, und wenn ihm Leonorens Gesellschaft kein Genüge that, welches sich nun immer öfter ereignete, so trank er seinen Wein auch wol mit einem Freunde außer dem Hause, und spielte dabei in Karten, oder ließ sich zu andern Spielen verleiten, die ihn von Tage zu Tage in noch tiefere Gefahr stürzten.

Leonore ihrer Seits, da sie sich nie um die Einnahme- und Ausgabe-Rechnungen in dem väterlichen Hause bekümmert hatte, auch in ihrem Young, ihrem Siegwart, ihrer Stella, nichts fand, wonach sie den Werth der zum menschlichen Leben nothwendigen Dinge schätzen und bestimmen konnte, saß nach wie vor, unbekümmert um das Einkommen ihres Mannes, und die Möglichkeit, damit auszureichen, an ihrem Schreibtische, und ließ sich die kleine Ariadne nicht anders, als etwa einmahl zum Kusse, herbringen, wenn irgend eine rührende Stelle in einem ihrer Bücher, oder der Strom eigener Empfindelei sie an dies kleine Geschöpf erinnerte.

Ihr Briefwechsel hatte sich auch wirklich so gehäuft, daß sie fast keine einzige Stunde des Tages zu andern Geschäften übrig behielt, und man muß gestehen, daß sie es in der Kunst, empfindsame Briefe zu schreiben, wirklich so weit gebracht hatte, daß ihre Aufsätze den besten gedruckten Briefen dieser Art an die Seite gesetzt zu werden verdienten. Nur Schade, daß alle die übertriebenen hohen Gefühle, welche darin herrschten, das wahre Elend, was sie dadurch unvermerkt vergrößerte, um desto tiefer fühlen machten.

Nie fiel es ihr ein, daß sie zur Verminderung ih-

rer selbstgeschaffenen Leiden etwas Anders thun könne, als klagen. Täglich schüttete sie ihre Seufzer in den Busen einiger mitfühlenden Freunde aus, die weder Vermögen, noch Kraft hatten, ihr wahre Hülfe zu leisten.

Am meisten ergoß sie sich gegen den Pastor Seufzer, ihren ehemahligen, so völlig gleichfühlenden Freund, der nicht nur jetzt noch das Echo ihrer Klagen war, sondern auch von den seinen so viel darein mischte, daß sie zuweilen ihren Zustand gegen den seinigen erträglich fand.

Er hatte nämlich in seiner theuren Mariane (so hieß seine Frau) nichts als eine gemeine Französische Putznärrinn geheirathet. Da diese erst Frau Pastorinn war, fing sie bald an, alle die gewöhnlichen Eigenschaften dieser Gattung von Weibern in ihrer vollen Wirksamkeit zu äußern. Sie bekümmerte sich um nichts, als was ihre eigne theure Person betraf, schlief bis Mittag, putzte sich, steckte Hauben auf, machte Filet, und statt in Küche und Keller zu gehen, besuchte sie die herumliegenden Pfarrhäuser und Edelhöfe, erregte überall Neid oder Feindschaften, und steckte, wie mit einer Pest, alle Weibsleute mit ihren Thorheiten und verderbten Sitten an.

Der arme empfindsame Pastor fand unterdeß in seiner Bibliothek keinen Trost oder Rath, weder für umgefallenes Vieh, noch für verdorbenen Käse und Butter, und da er für baares Geld mit unnützem Gesinde zehren mußte, so sah er sich endlich gezwungen, von seinen Pfarrkindern zu borgen und zu betteln.

Es versteht sich, daß indeß alle diese Unfälle ebenfalls dem Himmel zur Last gelegt wurden, dem es nicht beliebt hatte, einem Manne von so feiner und edler Denkart aus Steinen Brot zu schaffen.

Alle diese Klagen nun stießen in Briefen an Leonore und von Leonoren zusammen, und thürmten sich zu einer fürchterlichen Höhe auf. Beiden wurde dadurch vollends alle Kraft benommen, sich nach der wahren Quelle ihres Unglücks umzusehen. Beide fanden vielmehr in diesen wechselseitigen Klagen ihren einzigen Trost, ihr einziges Labsal; so sehr ist Schwärmerei gewohnt, Nichts für Etwas zu halten!

Mutter Anne verging endlich über all dem Anschauen empfindsamer und wirklicher Leiden, bei welchen weder ihr stiller Fleiß, noch ihr kleines zurückgelegtes Vermögen die geringste Aenderung mehr schaffen konnten. Der heimliche Gram tödtete sie durch eine geschwinde Auszehrung. Mit ihrer Beerdigung ging beinahe der Rest ihres Nachlasses hin, und das Uebrige wurde zur Tilgung der dringendsten Schuldfoderungen bis auf den letzten Heller verthan.

Dennoch fiel es Leonoren noch nicht ein, daß sie jetzt zu Etwas greifen müsse, um sich vor kommender Noth zu sichern. Alles blieb in ihrem Hause, wie es gewesen war, und jeder Vorschlag, ihre Umstände zu verbessern, der aus Menschenliebe gegeben wurde, blieb unbenützt, oder wurde als hart verworfen; so sehr hatte die leidige Empfindsamkeit, sammt dem daraus entstandenen Unglücke, jede Nerve ihres Geistes erschlafft.

Endlich ging die Sache so weit, daß kein Gläubiger sich mehr hinhalten lassen wollte. Das Aeußerste, was Leonoren gänzlich daniederschlagen mußte, kam. Sie sollte es sehn, daß ihre Sachen den Gläubigern preisgegeben, verkauft, und sie mit ihrem Kinde auf dem Arme, und einem Kleide und Bette versehen, aus dem Hause gewiesen würde. Dies Alles ging jetzt wirklich in Erfüllung, und die ganze, durch sich selbst elend gewor-

dene Familie hätte unter freiem Himmel bleiben müssen, wofern nicht ein Bekannter ihr aus Mitleid ein kleines Dachstübchen verschafft hätte.

In diesem entsetzlichen, trostlosen Zustande saß Leonore den folgenden Abend, nachdem sie und die kleine Ariadne vergeblich auf Erdmann's Zuhausekunft und auf ein dürftiges Mittagsbrot, welches er anzuschaffen versprochen, gewartet hatten. Es war ihm unmöglich geworden, sein Versprechen zu erfüllen, und da suchte er nun seinen Gram in einem bekannten Weinhause zu vertrinken, wo der Wirth ihm noch ein Glas aus Mitleid borgte.

Es war schon Dämmerung. Ariadne war vor Weinen und Müdigkeit neben Leonoren eingeschlummert. Die Amme hatte sie verlassen, ohne Zweifel, weil sie ihr Elend nicht anzusehn vermochte.

Alles um sie her war still wie das Grab, und sie saß einsam und verlassen da, die rothgeweinten Augen verzweiflungsvoll auf einen Punkt geheftet. Endlich warf sie sich auf die Erde nieder, schlug ihre Hände über ihrem Haupte zusammen, und rief voll bitterer Erinnerung ihrer Jugend und der väterlichen Warnungen aus:

O mein Vater, mein Vater! wenn du dein Kind sehen solltest, den Stolz deines Herzens, für die allein du dir's so sauer werden ließest, die du glücklich zu sehen oft mit Thränen wünschtest! —

Vergieb, vergieb, wenn ich strafbar bin, und laß nicht die Rache des Himmels über unwillkührliche Widerspenstigkeit, unwillkührlich dir verursachten Kummer mich ohne Ende verfolgen! — Sieh, hier liege ich im Staube — sei noch einmahl mein Rathgeber, mein Führer, mein Vater, und sage deinem reuigen Kinde, deiner unglücklichen Leonore, was sie thun soll!

Nachdem sie diese letzten Worte ausgesprochen hatte, lag sie schluchzend und stumm da, und es kam ihr vor, als höre sie die Oreade aus Ariadne auf Naxos ihr zurufen: hinab! hinab! — von dem Felsen hinab! als auf einmahl eine ihr wenig bekannte weibliche Person in ihr Zimmer trat, sie in dem Zustande fand, die Ursache davon hörte, und ihr den Rath gab, sich an die Amtmänninn zu wenden. Diese, eine der würdigsten Frauen und schon seit einiger Zeit Witwe, war überall dafür bekannt, daß sie unglückliche Familien gern unterstützte, und manchem fallenden Hauswesen wieder emporgeholfen hatte. Nach einiger Ueberwindung wagte Leonore es nun auch wirklich, sich zu ihr hinzubegeben.

Sie fand diese ehrwürdige Matrone in Gesellschaft von drei jungen Mädchen, davon ein jedes ein besonderes Stück Handarbeit vor sich hatte, worin jene dieselben übte; ein Geschäft, wozu sie täglich einige Stunden recht eigentlich gewidmet hatte. Diese nannte sie ihre Zeitvertreibsstunden.

Als Leonore, die ihr gemeldet war, ins Zimmer trat, und sie ihre traurige, zur Erde gebogene Gestalt sah, stand sie auf, nahm sie bei der Hand, führte sie, ohne ein Wort zu reden, in ihr Kabinet, und hieß sie neben sich sitzen.

Leonore fing darauf an, mit aller der Beredsamkeit, die ihr eigen war, ein schauderhaftes Gemählde von ihrer Noth zu machen. Sie rechnete ihre Unglücksfälle nach einander her, und schilderte die Härte ihrer Gläubiger, die ohne das geringste Mitleid die Unbarmherzigkeit gehabt hätten, sie aus dem Hause zu werfen, und ihr Alles zu nehmen, um sich wegen ihrer Schuldfoderung bezahlt zu machen.

Sie berief sich hienächst auf das Zeugniß der Stadt,

die sie überall als eine Zuflucht der Unglücklichen kenne, und bat in den rührendsten Ausdrücken, sie, als eine der Unglücklichsten ihres Geschlechts, doch nur diesmahl aus dem verzweiflungsvollen Zustande zu retten, worin sie sonst gewiß zu Grunde gehen müsse.

Mit keinem Schillinge! antwortete mit hart scheinender Kälte die erfahrne Wohlthäterinn ihrer Mitmenschen.

Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich Das, was Sie Wohlthun nennen, zum Vorschub der Unthätigkeit und zur Unterstützung solcher Menschen verwende, welche sich selbst durch eigene Schuld ins Verderben stürzen. Mein Bemühen geht dahin, die Zahl arbeitsamer Familien zu vermehren, jungen Leuten, nach meinem Vermögen, Anweisung und Aufmunterung zu geben, wie sie sich zu ihrem künftigen Berufe tüchtig machen können, und sie in den Stand zu setzen, daß sie bei vorkommenden wirklichen Unglücksfällen in ihrer eigenen Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit eine sichere Hülfsquelle haben mögen, ohne zu der erniedrigenden Zuflucht greifen zu dürfen, ihren Mitbürgern zur Last zu fallen.

Diejenigen hingegen, die durch einen ihre Einnahme übersteigenden Aufwand, durch Unordnung in der Haushaltung oder durch Unthätigkeit herunterkommen, rechne ich zu den kränkelnden Körpern, welchen ein erfahrner Wundarzt aus Mitleid ein Glied ablösen muß, damit die übrigen gerettet werden.

Sie schwieg hier eine kleine Weile, um Leonoren Zeit zu geben, sich von ihrer Bestürzung zu erholen.

Diese war äußerst betroffen, eine so harte und beschämende Antwort von einer Frau zu erhalten, welche in dem größten Rufe der Wohlthätigkeit stand, und es währte lange, ehe sie Worte fand, ihre Bestürzung aus-

zudrücken. Endlich stammelte sie eine Art von Entschuldigung, und fügte hinzu: sie hoffe es nicht verdient zu haben, zu derjenigen Klasse gerechnet zu werden, zu der sie jetzt von ihr sei herabgewürdigt worden.

Allerdings, antwortete mit gesetzter Stimme die Amtmänninn; und Derjenige, mein Kind, war nie Ihr Freund, der Sie nicht längst aus jenem unseligen Traume aufweckte, worin Sie Ihr halbes Leben unnütz verträumt haben. Sehen Sie, Gott hat einem jeden seiner Geschöpfe einen bestimmten Beruf angewiesen, dem Manne wie dem Weibe, und nur in dem Maße, als wir diesen erfüllen oder nicht erfüllen, sind wir der Achtung oder des Tadels, des Mitleids oder der Verachtung unserer Mitbürger werth.

Wer Ihnen andere Begriffe von dem Adel der Seele und von der Würde des Menschen beigebracht hat, der hat Sie betrogen. Sie besteht nicht in leeren Empfindungen, sondern im Handeln, nicht in müßiger Betrachtung, sondern in gemeinnützigem Thun.

Nun aber, wenn Sie sich nach diesem Maßstabe prüfen, was haben Sie als Hausfrau, als Gattinn, als Mutter gethan, um diesen Ihren dreifachen Beruf zu erfüllen?

Haben Sie Ihr Hauswesen so eingerichtet, daß es in Verhältniß mit Ihres Mannes Einkünften stand? Haben Sie es so in Ordnung gehalten, daß nicht ein Theil durch Nachlässigkeit, oder durch Mangel an Aufsicht über die Bedienten verwahrloset wurde, oder ganz verloren ging?

Haben Sie Ihrem Manne in seinen Geschäften kein Hinderniß in den Weg gelegt? Sind Sie ihm in seinen Verlegenheiten behülflich gewesen, und haben Sie end=

lich für Ihr Kind etwas Anderes gethan, als es in die Welt zu setzen?

Wenn Sie sich nicht selbst noch jetzt täuschen wollen, so müssen Sie gestehen, daß Sie von allen Dem gerade das Gegentheil gethan haben. Denn statt nach Ihres Mannes Einkünften von 200 Thalern Ihre Wirthschaft einzurichten, haben Sie so gelebt, als wenn er wenigstens 4000 Thaler einzunehmen hätte. Statt sich der Geschäfte einer vernünftigen Hausfrau anzunehmen, haben Sie unnütze Bücher gelesen, die Sie nicht weiser machten, und Briefe geschrieben, die nicht das mindeste Geschäft betrafen.

Statt Ihrem Manne durch Ihrer Hände Arbeit zu Hülfe zu kommen, haben Sie ihn durch Ihren Müßiggang und empfindsame Klagen immer tiefer und tiefer hineingestürzt, und durch Ihr empfindsames Gewinsel nur noch unthätiger gemacht. Daneben haben Sie Ihr Kind einer Amme überlassen, wodurch die Kosten Ihres Hausstandes unnützer Weise vermehrt wurden, den Schaden ungerechnet, den das zarte Gemüth Ihres Kindes davon gehabt haben mag.

Ich sage nichts von den Pflichten, die Sie in Ansehung Ihrer Aeltern zu erfüllen hatten, und insonderheit gegen einen Vater, dessen ganzes Leben eine Kette von Thätigkeit und Freude gewesen sein würde, wenn Sie ihn nicht durch die unseligste Verblendung um den schönsten Lohn seiner Arbeit gebracht, und sein graues Haupt mit Schmerzen in die Grube geschickt hätten.

Leonore, die alles Vorhergehende, als die Frucht kalter Vernunft und Ueberlegung, mit einer den Empfindsamen in solchen Fällen eignen Fassung angehört hatte, konnte sich bei dieser das Herz treffenden Stelle

nicht länger halten. Unfähig, zu reden, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Eine schwächere Seele würde bei diesem Anblicke weich geworden sein, und durch zu frühzeitige und zu lebhafte Aeußerungen des Mitleids vielleicht Alles wieder verderbt haben; die wackere Amtmänninn hingegen blieb stark genug, ihr mitleidiges Gefühl aus weiser Güte zurückzuhalten, um erst alle die Eindrücke auf Leonorens Herz zu machen, die sie zu ihrer Besserung für nöthig hielt.

Nachdem sie also dieselbe erst eine Weile dem Ausbruche ihres Schmerzes überlassen, sagte sie mit gesetztem Tone, indem sie ihre Hand ergriff: Mein Kind, es sollte mir leid sein, Ihnen bloß wehe gethan zu haben, ohne zugleich die Absicht zu erreichen, warum ich aus diesem Tone mit Ihnen zu reden für nöthig erachtete.

Ich wünschte, Sie zu überzeugen, daß weder Ihre Gläubiger, noch wirkliche Unglücksfälle, an wenigsten aber die Vorsehung, diese redliche Freundinn thätiger Menschen, Schuld an dem Elende waren, worein Sie gerathen sind.

Sie sollten fühlen, daß Sie selbst sich ins Unglück gestürzt haben, und zwar vorzüglich durch jene unselige Empfindsamkeit, die alles wahre und edle Gefühl im Menschen tödtet, seine Wirksamkeit erschlafft, und ein schwaches, unthätiges, erbärmliches Wesen aus ihm macht, welches sein Leben in stetem Gewinsel und mit unnützem Geschwätz ohne irgend eine gemeinnützige Geschäftigkeit hinbringt.

Sehen Sie, davon habe ich Sie überzeugen wollen, damit Sie dann auch einsehen lernen, daß es lediglich in Ihrer eigenen Macht stehe, sich aus dem Irrgewinde, worein Sie sich gestürzt haben, wieder herauszuhelfen,

wenn Sie nämlich gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen, und durch Thätigkeit und Fleiß denjenigen Wohlstand wieder zu erwerben suchen, den Sie durch Unordnung und empfindsamen Müßiggang verloren haben.

Oder können Sie glauben, wenn ich auch schwach genug wäre, Ihnen jetzt gleich die erfoderliche Summe vorzustrecken, wodurch Sie für den Augenblick aus allen ihren Schulden kämen, daß Ihnen ein wahrer Dienst dadurch geschähe, sobald die Ursache Ihres bisherigen Elendes nicht mit gehoben würde?

Ich habe zuviel Erfahrung von dem Gegentheil, um nicht zu wissen, daß in Fällen dieser Art vernünftige Härte allein der wahre Weg zum Wohlthun ist.

Jetzt fragt sichs, ob Sie den Muth haben, zu allen ihren versäumten Pflichten zurückkehren zu wollen, um Ihre zerrüttete Wohlfahrt auf eine dauerhafte Weise wieder herzustellen? Haben Sie den, so biete ich Ihnen hiemit meine Hand, als eine wahre Freundinn, an; haben Sie ihn aber nicht —

Hier hielt sie ein, indem sie einen festen, ausforschenden Blick auf die Unglückliche heftete. Leonore, erweicht, gerührt, erschüttert, vielleicht auch überzeugt von der Wahrheit Dessen, was sie gehört hatte, übergab sich bald ihrer Leitung, bat sie mit vielen Thränen, ihr beizustehen, und ihr zu rathen, was sie denn jetzt in dieser äußersten Verlegenheit anfangen solle?

Alles, war die Antwort, bis auf das Allernothwendigste, verkaufen, um nur erst Ihre Gläubiger zu befriedigen; dann durch eigenen unermüdeten Fleiß das Unentbehrliche erwerben, und auf das Uebrige Verzicht thun lernen; vornehmlich aber auch sich von heute an aller der traurigen Bücher enthalten, die Ihren Kopf

aus dem Gleise des wirklichen Lebens in eine alberne Traumwelt versetzt haben.

Leonore durfte nichts einwenden; sie fragte also nur, welch eine Lebensart oder Wirksamkeit sie ihr zu erwählen riethe? Ob das Schulhalten etwa ihren Beifall haben würde?

Wenn Sie sich getrauen, antwortete Jene, ihre Zöglinge von den Klippen, die Ihnen so gefährlich waren, abzuführen, sie zu einem thätigen, genügsamen und zufriedenen Leben zu erziehen, und ihr Herz nur in so weit empfindlich zu machen, als es sein muß, um an dem Glücke und Unglücke unserer Nebenmenschen einen hülfreichen Antheil zu nehmen; dann — aber auch nur unter dieser Bedingung — habe ich nichts dawider. Dann, aber auch nur dann, wann Sie mir dies, nach reifer Prüfung Ihrer selbst, versprechen zu dürfen glauben, kann ich Ihnen vielleicht selbst ein Kind, das ich unter meine Aufsicht genommen, anvertrauen und durch Empfehlung Ihnen vielleicht noch einige dazu verschaffen.

Leonore dankte ihr, und versprach, sich in Allem ihrer Leitung zu überlassen und ihrer Anweisung zu folgen.

Die Amtmänninn gab Leonoren Rath, wie sie es mit ihren Gläubigern am besten einzurichten habe, und erbot sich auch, mit einigen selbst zu sprechen; vermuthlich, um ihnen die Hälfte der Foderungen abzukaufen damit sie sich wegen des Uebrigen desto billiger gegen sie beweisen möchten.

Sie gab Leonoren fürs erste etwas Leinwand mit, davon sie ihr Tücher nähen sollte, und schickte sie, wo nicht völlig getröstet, doch weit ruhiger fort, als sie zu ihr gekommen war.

Erdmann, der gar keine Möglichkeit, auf eine andere Art geholfen zu werden, vor sich sah, ließ sich leicht Al-

les gefallen, und insonderheit dieses, daß Leonore künftig selbst mitarbeiten, und ihre ganze Haushaltung nunmehr ihren Umständen nach einschränken wollte.

Leonore erhielt nicht nur das von der Amtmänninn versprochene Kind zur Erziehung, sondern auch zwei andere, die man auf das Fürwort dieser würdigen Frau ihr anvertraute.

Anfangs ward es ihr freilich etwas sauer, sich mit diesen Kindern nach dem ihr vorgeschriebenen Plane zu beschäftigen; aber der beständige Rath ihrer wackern Beschützerinn, der allein schon eine Arzenei gegen alle Erschlaffung war, und eine ununterbrochene Uebung in der Thätigkeit hatten bald die glückliche Folge, daß Fleiß und Geschäfte ihr nach und nach zur andern Natur wurden, und daß sie bald mit wirklichem Ekel auf ihr voriges empfindsames Leben zurücksah.

Heiterkeit und behaglicher Wohlstand waren die Begleiter einer solchen Aenderung ihrer Lebensart. Erdmann selbst kam jetzt früher nach Hause, und ging munter wieder an seine Arbeit, da er sah, daß ihr beiderseitiger Erwerb nunmehr zureichte, sie zu versorgen.

Nichts aber bejammerte Leonore mehr und öfter, als daß ihr guter Vater diese neue Schöpfung seiner Tochter nicht erlebt habe.

Gegen die weise Urheberinn ihres Glücks wurde sie mit jedem Tage dankbarer, und mit jedem Tage ward ihr Vorsatz ernstlicher, nicht nur ihre eigne Ariadne, die nun bald nach ihrer guten Mutter Anne umgetauft wurde, sondern auch jedes andere junge Mädchen, das sie kannte, von dem schädlichen Abwege, der sie verführt hatte, ab, und zu der wahren Bestimmung des Weibes hinzuführen, bei welcher sie nunmehr Brot, Freude und Ehre fand.

Glücklich jene verirrten weiblichen Geschöpfe, die bei Zeiten in Leonorens Beispiele eine Warnung, und in sich selbst den Muth finden, aus unthätigen, bloß empfindelnden, unnützen Geschöpfen arbeitsame, gemeinnützige, und daher auch glückliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden!

An Phöbe,

an ihrem vierzehnten Geburtstage (von ihrem Vater).

Heut vierzehn Jahre, theures Kind!
Wie bald vollendet! Wie geschwind
Eil' ich von meines Mittags Höhe
Ins öde Schattenthal hinab!
O! meine Phöbe, gerne flöhe
Ich aus dem Lärm ins stille Grab
Zu meinem Sunim, meinem Stab,
Wenn ich nicht — küß die süße Zähre
Mir weg! — Gemahl und Vater wäre;
Wenn — doch der Gott, der euch mir gab,
Wog unser Los auf seiner Wage,
Und maß den Faden meiner Tage
Am Zepter seiner Weisheit ab.
Vergieb mir, Kind, die feige Klage!
Ein Dankfest soll dein Tag mir sein.
Komm, laß mich dich mit Rosen krönen.
Mit diesem Kuß, mit diesen Thränen
Weih' ich mir dich zur Freundinn ein.
Nicht wahr, du fühlst ihn, gute Phöbe,
Des Titels Werth, den ich dir gebe?
Hinfort nicht mehr dein Vater, nein,
Dein Freund bin ich, der dich begleitet

Durchs Land der Täuschung, und dein Herz
Zum Leiden mählig vorbereitet;
Denn leiden wirst du; Lust und Schmerz
Sind, gleich den Schalen einer Wage,
Hier nie getrennt, und dieser neigt
Das Herz in seine rechte Lage,
Wenn es zu hoch im Glücke steigt.
Ein Leben voller Wonnetage
Taugt nur für Engel; hüte dich
Dir eins zu träumen. Hüllet sich
Dein Aug' in Wolken; o! so weine
Sie auf mein Herz, verbirg mir keine;
Der Schmerz ist ja nicht neu für mich!
Und wenn — nie denk' ichs ohne Beben —
In dir der neue Trieb erwacht,
Der Mädchen auf ihr ganzes Leben
Beseligt oder elend macht:
Dann, meine Phöbe, dann erwähle
Mich zum Vertrauten deiner Seele.
Nicht streng, nur sorgsam will ich sein,
Dein Herz vor Stürmen zu bewahren,
Und ihm die namenlose Pein
Des Streits der Pflicht mit Hang zu sparen.
Für deine Ruhe fürcht' ich nichts
Vom eklen Weihrauch süßer Laffen;
Am Glanz des reichen Taugenichts
Wird sich dein Blick auch nie vergaffen:
Doch schrecklich sind die Zauberwaffen
Des feinen Modebösewichts,
Der nichts von Flammen, nichts von Schmerzen
Der Liebe spricht, nur von Genie,
Von Tugend und von Energie,
Von Freundschaft und von Simpathie,

Und, Vampirn *) gleich, am sichern Herzen
Des Mädchens saugt, bis es verdirbt,
So wie vom Wurm die Rose stirbt.
Dank sei es unsern hellen Zeiten,
Daß Selbstheit und Sophisterei
Und Vollkraft und Empfindelei
Der Unschuld mehr Gefahr bereiten,
Als je die Nacht der Barbarei.
Es fällt mir gleich ein Mährchen bei:
Ich will es, Phöbe, dir erzählen.
O, laß damit mich meines Ziels,
Dich zu belehren, nicht verfehlen!
Es heißt: Die Klippe des Gefühls.

Ein schlauer Bösewicht, geschickt,
Sich zu verstellen, um zu rühren,
Beschloß, ein junges Mädchen zu verführen,
Das er, ich weiß nicht wo, erblickt.
Sophie wars, die er zum Opferlamm
Ersehn; ein Kind aus edlem Stamm,
Das jede schöne Tugend schmückte,
Und dessen stille Frömmigkeit
Schon oft die Engel selbst entzückte.
Er kroch in ein Husarenkleid:
Die Uniform sprengt alle Thüren,
Und dienet oft zum Talisman **),
Ein eitles Püppchen zu verführen.
Er meldet sich bei Fiekchen an,
Und sagt ihr unter tausend Schwüren,

*) Eine Art sehr großer Fledermäuse im mittäglichen Amerika, welche sich zur Nachtzeit an Menschen und Thiere zu setzen pflegen, um ihnen das Blut auszusaugen.

**) Ein angebliches Zaubermittel.

Sie sei das niedlichste Gesicht,
Das ihm von Quebeck *) bis nach Posen **)
Auf seinen Zügen aufgestoßen.
Reich, sprach er, Mädchen, bin ich nicht;
Doch wird der Donner erster Tagen
Den krüppligen Major erschlagen:
Dann sollst Du Frau Majorinn sein.
Was meinst Du? Rede, kleiner Nickel! —
Das arme Fiekchen war betäubt,
Und bebte wie der Perpendikel
Der Wanduhr. Höhnisch lachend reibt
Ihr Sphinx (dies war des Helden Name)
Den Schnurrbart auf die zarte Hand.
Jetzt lös't sich ihrer Zunge Band:
Sie schreit, und eine alte Dame
Kam hustend ins Gemach gerannt;
Die Muhme war's. Der Herzensstürmer
Ward schimpflich aus dem Schloß verbannt,
Und Fiekchen bat den raschen Thürmer,
Würd' er sich nur von ferne nahn,
Den Doggen auf ihn los zu hetzen.
Nun fing er erst zu fluchen an!
Er riß den Dolman ***) stracks in Fetzen,
Und wollte nun als reicher Geck
Des Fräuleins Herz in Flammen setzen.
Er nennt sich Graf von Schwarzeneck,
Und kommt in einer Staatskarosse,
Mit einem königlichen Trosse,
In einem Kleide, starr von Gold,

*) Eine Stadt in Amerika.
**) Eine Stadt in Polen.
***) Das Unterkleid der Husaren.

Schön, wie der Liebling der Cithere,
Umwölkt von einer Balsamsphäre,
Unkenntlich vor das Schloß gerollt.
Der Graf ward schwebend aus dem Wagen
In Fiekchens Putzgemach getragen.
Er überreichet ihr sein Bild,
Geziert mit einem Wappenschild,
In einem Rahmen von Brillanten,
Fleht kniend um des Fräuleins Gunst,
Und spielt mit meisterhafter Kunst
Den feinen, schmachtenden Amanten:
Sechshunderttausend Thaler sind
Ihr Mahlschatz, angenehmes Kind,
Wenn Sie zum Bräutigam mich wählen.
Er sprach's; ein Kästchen mit Juwelen
Giebt seinen Worten neue Kraft.
Die gute graue Muhme gafft
Entzückt durch ihre Starenbrille
Den ausgekramten Reichthum an;
Doch Fiekchen blickt in ernster Stille
Nur auf den üppigen Galan,
In dessen Aug' ein Feuer lodert,
Das Wollust strömt und Wollust fodert.
Ihr Herz verschließt sich vor dem Blick:
Mein Herr, ein allzugroßes Glück
Ist Gift für eine weiche Seele.
Ich kenne mich, und ich erwähle
Den Mittelstand, in dessen Schooß
Ich so viel unvermischte Freuden,
So vielen Trost in kleinen Leiden,
Kurz, mich und die Natur genoß.
Sie schweigt; die alte Tante brummet;
Der stolze Bräutigam verstummet,

Ruft seinen bunten Phaeton *),
Und flieget wie ein Pfeil davon.
Triumph! Nun weiß ich dich zu packen,
Ruft er, und lacht so fürchterlich,
Daß Berg und Thal davor erschraken!
In wenig Tagen fang' ich dich;
Wo nicht, so mögen alle Welten
Mich einen dummen Teufel schelten! —
Des nahen Sturmes unbewußt,
Ging Fiekchen bei dem ersten Strahle
Aurorens aus dem Sommersaale
Ins Wäldchen, und mit Engelslust
Sah sie den Quell vom Felsen fallen,
Und sang ins Lied der Nachtigallen.
Da trat ein feiner junger Mann
Mit einem Buch aus dem Gebüsche;
Sein Antlitz kündigt ein Gemische
Von Heiterkeit und Wehmuth an.
Mit Ehrfurcht grüßet er die Schöne,
Und wischet eine stille Thräne
Vom Auge. Fiekchen nickt ihm zu,
Und fraget ihn mit holder Miene:
Was, edler Fremdling, liesest du?
Das Marterthum der Klementine
Im Grandison **), erwiedert er,
Und seufzt. Das gute Mädchen blicket
Ihn zärtlich an; ihr Herz wird schwer,
Es hebt sich schneller, und ersticket
Nur halb des Seufzers Antwort. — Heil!
Heil dir! versetzt er, schöne Seele;
Doch lebe wohl! Gram ist mein Theil!
Und Frevel ists, wenn ich dich quäle.
Sie hält ihn auf: O Freund! erzähle
Dein Schicksal mir. — Nach langem Zwang
Setzt er sich neben ihr ins Grüne:
Auch mir war eine Klementine
Beschert, rief er; doch ach! nicht lang';

*) Ein offener Wagen.

**) Ein Englischer Roman.

Sie starb! — Ein Strom von Thränen drang
Aus Fiekchens Augen: ja, sie fühlte
Für Damon, was sie nie empfand,
Ein Feuer, das ihr Herz durchwühlte.
Beim Abschied küßt er ihr die Hand;
Und nun begegneten sich Beide
An jedem Tag mit neuer Freude
Im kühlen Hain! dann sprachen sie
Entzückt von Drang und Simpathie
Und von der Schöpfung Harmonie.
So oft er von ihr schied, betrübte
Sie sich, und wußte nicht, warum;
Doch Damon blieb nicht lange stumm;
Sein Mund gestand, daß er sie liebte,
Und sie gab ihm den ersten Kuß,
Zum Pfand der Gegengunst, zurücke.
Doch bald verfinstert ein Verdruß
Des guten Damons Wonneblicke!
Ich bin kein Ritter. Ach! ich muß —
So fing er endlich an zu klagen —
Dir, holdes Fiekchen, dir entsagen.
Nie läßt dein Vormund es geschehn,
Daß wir — Gott! mußten wir uns finden,
Um ewig uns getrennt zu sehn!
Wer kann den Jammer nachempfinden,
Der Fiekchens treue Brust zerriß!
Wie heben wir das Hinderniß?
Spricht sie zu ihm mit banger Stimme.
Nichts rettet uns, nichts, als die Flucht,
Vor Deiner Anverwandten Grimme.
Doch nein, Geliebte, nein! Verflucht
Sei dieser Rath! Nur ich will fliehen.
Fahr wohl! — vergiß mich — laß mich ziehen —
Sei glücklich! — Kann ichs ohne dich?
Nein, Damon, ich will mit dir fliehen.
Gott will's. Mit dir, mit dir allein,
Du trauter Bruder meiner Seele,
Kann ich, auch in der fernsten Höhle,
Bei bittern Wurzeln selig sein.
Sie schweigt. Des Jünglings Wange glühet;
Sein Odem stockt, sein Herz pocht laut;

Wie beim Altar der Beter kniet,
Liegt er vor ihr: Ah! süße Braut!
Für mich Geschaffne! kann ichs glauben?
Lallt er, komm, laß uns gleich entfliehn,
Eh Menschen unser Glück uns rauben.
Du zögerst? Ach! ich war zu kühn
In meiner Hoffnung. Fiekchen hatte
Den letzten Kampf der Pflicht gekämpft;
Ein Seufzer des Geliebten dämpft
Den heilgen Aufruhr. Ah! mein Gatte,
Hier bin ich! ruft sie, flüchte mich,
Gieb meinem Geist die Ruhe wieder!
Sie weint. Der Himmel röthet sich;
Es fährt auf leuchtendem Gefieder
Sophiens Schutzgeist schnell hernieder;
Betrogne, was beschließest du?
Rief er dem blassen Mädchen zu;
Erkenne, wem du dich ergeben!
Sein Finger rührt den Damon an;
Im Nu verschwindet der Galan,
Und Fiekchen sieht mit Graus und Beben
Ein schwarzes Kind des Erebus *),
Den Faunen gleich an Haupt und Fuß,
Vor ihrem starren Auge schweben,
Und knirschend einen Blick ihr geben,
In dem der Hölle Feuerschlund
Ganz, wie am Richttag, offen stund.
Dem Täubchen gleich, wenn ihm der Geier
Im Flug den bunten Nacken bricht,
Stürzt Fiekchen vor dem Ungeheuer
Entgeistet auf ihr Angesicht;
Und als sie sich im Gras gefunden,
War Faun und Genius verschwunden.

Ein leiser Schauer fasse dich,
O Phöbe! Was ich dir erzählte,
Ist kein Traum; oft begab er sich,
Der Fall, nur daß der Schutzgeist fehlte.

---

*) Die Hölle.

O! danke, danke Gott für den,
Geliebte, welchen seine Güte
Bei deinem Eintritt ins Gebiete
Der Sterblichkeit dir ausersehn;
Für deine Mutter, die im Stillen,
Doch Engeln sichtbar, dir nur lebt
Und ihrem Haus', und sich bestrebt,
Zuerst die Lehren zu erfüllen,
Die sie dir giebt. Die schöne Pflicht
Der Arbeit, Kind, versäume nicht.
Auch diese gab uns Gott zum Schutze
Der Unschuld. Aber bloß zum Schein
Die Hände regen, bloß dem Putze
Sie widmen, ist nicht Arbeit, nein!
Bedacht und nützlich muß sie sein!
Kein träges Spielwerk eitler Jugend.
Suchst du dir lauter Freuden hier?
Ah! Phöbe, nichts gewährt sie dir,
Als Gottes Schöpfung und die Tugend.
Suchst du Gesellschaft? Dein Klavier,
Ein gutes Buch, und du und wir,
Was brauchst du mehr, die Zeit zu kürzen?
Fleuch, wenn du liesest, den Roman!
So gut als Fiekchens Damon, kann
Ein Buch dich ins Verderben stürzen,
Das bald uns eine Tugend leiht,
Die noch kein Menschenkind erreichet,
Bald für das Laster uns erweichet,
Das in der Unschuld Feierkleid
Sich langsam in die Seele schleichet,
Bald unsrer Weisheit alle Kraft
Abwitzelt, und die Leidenschaft
Zur Fürstinn der Vernunft erkläret,
Und bald die kranke Phantasei
Des Schicksals blinder Tyrannei
Durch Gift und Dolch entfliehen lehret.
Glaub' immer an die Simpathie
Verwandter Seelen; ohne sie
Fänd' ich nicht Glück genug auf Erden.
Allein, o möchtest du doch nie
Durch dies Gefühl getäuschet werden!

Nicht auf den Lippen, in der Brust
Wohnt es, ist ewig wie die Jugend
Des Seraphs, rein, wie seine Luft.
Ja, meine Phöbe, ja, die Tugend
Hat ihren Magnetismus *) auch,
Der, wie des Zephirs warmer Hauch
Zwei Blumen sanft zusammenwehet,
Zwei Herzen, die der Gottheit Ruf
Zu Bild und Gegenbild erschuf,
So innig an einander drehet.
Doch, Phöbe, diese Wunderkraft
Ist nicht Instinkt, nicht Leidenschaft,
Aus der nur Scham und Ekel stammet.
Den Geist erwärmt sie, nicht das Blut,
Und läutert, wie die stille Glut
Das Golderz, die, die sie entflammet,
Durch des Genusses Ebb' und Flut,
Würzt ihre Freuden, stählt den Muth,
Wenn sie die Last des Daseins quälet,
Und gab auch mir das höchste Gut
Der Erde, das Monarchen fehlet;
Ein Chor von Freuden, am Altar
Der Ewigkeit mit mir vermählet,
Die mir zum Schutz, gleich jener Schar,
Die Jakob einst im Traum gesehen,
Auf Gottes Leiter vor mir stehen,
Und oben Er, mit mildem Glanz
Der Vaterwürde. Theure Phöbe!
Ich weiß, du kennest noch nicht ganz
Das frohe mistische Gewebe
Der Fesseln wahrer Simpathie;
Allein auch dir ist einst durch sie
Der Menschheit höchstes Glück beschieden.
Nur hüte dich vor Schwärmerei,
Und suche kein Geschöpf hienieden,
Das frei von allen Mängeln sei.
Und wenn dein Herz den Jüngling findet,
Zu dem es jenen Hang empfindet,

---

*) Ihre anziehende Kraft.

Dem noch kein edles Herz entflohn,
So folge nicht dem ersten Triebe.
Belausch' ihn: hat er einen Thron,
Und spottet der Religion,
Kind, so verachte seine Liebe,
Und wähle seinen frommen Knecht.
Zeuch froh mit ihm in seine Zelle,
Und leb' im Dunkeln, an der Quelle
Der Seligkeiten, schlecht und recht.
Und ruft euch einst der Vorsicht Wille
Ins Vaterland der Tugend ab,
So leg' ein Enkel eure Hülle
In mein und meiner Doris Grab.

Jüdische Dichtungen und Fabeln.

1. Abrahams Kindheit.

In einer Höhle ward Abraham erzogen; denn der Tirann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Gesetz Gottes in seinem Herzen; er dachte fleißig darüber nach, und fragte: Wer ist mein Schöpfer?

Als er hinausging, und zum ersten Mahl Himmel und Erde sah, wie erstaunte, wie freute er sich! Er fragte überall umher: Wer ist der Gott des Himmels und der Erde?

Eben ging die Sonne auf, und er fiel nieder auf sein Angesicht: Das ist, rief er, der Gott des Himmels, denn seine Gestalt ist herrlich.

Er hielt sie Einen Tag dafür. Als aber am Abend die Sonne unterging, und der Mond heraufstieg, sprach er: Das untergehende Licht kann der Gott des Himmels nicht sein; vielleicht ists dies kleinere Licht, und das Heer der Sterne sind seine Diener.

Aber auch Mond und Sterne gingen unter, und Abraham stand allein. Er ging zu seinem Vater Tharah, und fragte ihn: Wer ist der Gott des Himmels und der Erde? und Tharah zeigte ihm die Götzenbilder.

Ich will sie versuchen, sprach er bei sich selbst; und

als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor, die ihm seine Mutter gegeben. Wenn ihr Götter seid, sprach er, so nehmet an euer Opfer! — Aber die Götzenbilder standen todt da.

Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Ich will eine kindische That thun, um ihm vielleicht die Thorheit seines Dienstes zu zeigen.

Er nahm einen Stecken und zerschlug die Götzen, bis auf den ersten, dem er den Stecken in die Hand legte, und lief zum Vater und sagte: Vater, dein oberster Gott hat alle seine Mitgötter geschlagen. Komm und sieh!

Als Tharah nun zornig antwortete: Du spottest meiner! Wie kann er's, da meine Hände ihn gemacht haben? Sieh, da nahm Abraham ihn beim Worte: Zürne nicht, Vater, und dein Ohr vernehme, was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gotte nicht zu, daß er thue, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie sollte er denn der Gott sein, der mich und dich erschaffen hat, und Himmel und Erde regieret?

Tharah hatte keine Antwort auf des Knaben einfältige Weisheit; und bald erschien diesem sein Gott, rief ihn aus Chaldäa, und Abraham ward der Anrichter des wahren Gottesdienstes auf der Erde.

2. Treue.

Aus Treue gegen die Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

Pinchas, der Sohn Jair, ein armer, aber redlicher Mann, wohnte in einer Stadt gegen Mittag.

Es kamen Männer zu ihm, die ihm einige Scheffel Getreide aufzuheben gaben; sie vergaßen aber, es abzuholen, und reiseten weg.

Pinchas ließ das Getreide alle Jahr säen, ernten und in die Scheune sammeln.

Nach sieben Jahren kamen die Männer wieder, und foderten ihr Getreide. Pinchas erkannte sie bald, und sprach zu ihnen: Kommt und nehmet eure Schätze, die der Herr euch gesegnet hat; sehet, da habt ihr das Eure!

Simeon, der Sohn Schetach, kaufte von einem Ismaeliten einen Esel. Sein Sohn ward gewahr, daß am Halse des Esels ein Edelstein hing, und sprach

zum Vater: Vater, der Segen des Himmels macht reich!

Nicht also, mein Sohn! antwortete Simeon; den Esel habe ich gekauft, aber den Edelstein nicht, und gab ihn dem frohen Ismaeliten wieder.

Aus der Treue gegen Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

3. Der Lohn der zukünftigen Welt.

Wäge nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: Dies Gebot ist groß, darum will ichs halten, denn sein Lohn wird groß sein. — Gott hat dem Menschen nicht geoffenbaret, welches der Lohn eines jeden Werkes sein werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein. Er ließ einem Jeden seine Arbeit frei, und des Abends fragte er einen Jeden, woran er gearbeitet habe?

Jeder zeigte seinen Baum, seine Pflanze, — dieser den Feigenbaum, Jener den Oelbaum, Der die Zipresse, Der den Palmbaum.

Der Hausvater gab einem Jeden nach seiner Arbeit, und so ward sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzt. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, so wäre seine Absicht nicht erreicht.

Ein frommer Weiser wurde gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben?

Er antwortete: Weil ich die kleinste Pflicht wie die größte that, darum hat mich Gott also gesegnet.

4. Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten ihn nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Alte waren zusammen, und erklärten ihren Kindern, woher sie so alt geworden?

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sagte: Nie bekümmerte ich mich, wenn ich zu lehren ausging, um die Länge des Weges; nie war ich stolz auf meine Einsichten; nie lehrte ich Andern, was ich selbst zu thun

nicht ernstlich entschlossen war, und nie hob ich die Hände auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte: darum bin ich so alt geworden.

Der Andere, ein Kaufmann, sagte: Nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen habe ich immer gern gegeben: darum bin ich so alt geworden.

Der Dritte, ein Richter des Volks, sagte: Nie nahm ich Geschenke; nie blieb ich auf meinem eigenen Sinne; nie sprach ich mit Wissen und Vorsatz ein ungerechtes Urtheil aus: darum bin ich so alt geworden.

Der älteste der Väter sprach: Es sagt das Sprichwort: die Jugend ist ein Kranz von Rosen, das Alter ein Kranz von Dornen; aber ihr, meine Kinder, seid auf unsern Häuptern die schönste Rosenkrone. —

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Weisheit.

5. Die Pflanzung des Weins.

Als Noa den ersten Weinberg gepflanzt hatte und ihn verließ, trat Satan zum Rebenstocke und sprach: ich will dich düngen, liebe Pflanze.

Schnell holte er drei Thiere herbei, ein Lamm, einen Löwen und eine Sau, und schlachtete sie nach einander über dem Weinstocke. Die Kraft ihres Blutes durchdrang denselben, und äußert sich noch in seinem Gewächse.

Wenn der Mensch einen Becher Weins trinkt, so ist er angenehm, milde und freundlich: das ist die Natur des Lammes; trinket er deren zwei, so wird er ein Löwe, und spricht: wer ist mir gleich? und redet von gar mächtigen Dingen; thut er noch mehre hinzu, so verliert er den Verstand, und wälzt sich zuletzt im Kothe.

Darum sagen die Weisen: der Wein geht hinein, und der Verstand geht heraus; ingleichen: an dreierlei erkennt man einen Menschen, an seinem Becher, an seinem Zorne und an seinem Beutel. (Wie er mit dem Seinigen haushält, wie er sich in der Leidenschaft und beim Trunke geberdet.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 6. Kinderbibliothek. - Th. 5

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-5/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11019937-9